

Ein Bild

aus den

Ostsee-Provinzen

oder

Andreas von Löwis of Menar.

Von

A. L. Blum Dr.

öf. ord. Professor, Staatsrath und Ritter.



Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1846.

BIBLIOTE.
ACADEM.
DORPAT.

Acc. 9768.

Sr. Excellenz

dem Herrn

Landrath Baron v. Bruiningk,

Präsidenten

der livländischen ökonomischen Societät.

Einem bewegten Gemüth mag kaum größeres Glück werden, als traulicher Umgang mit trefflichen Menschen und Freude an deren großen Eigenschaften und herrlichem Thun. Sie haben dieß Glück im liebevollen Verkehr mit unserm gemeinsamen Freunde genossen, und es zu schätzen gewußt. Ihr begeisterter Nachruf an den unerwartet Abgerufenen klingt noch in unseren Herzen wieder. Es wurde mir Bedürfniß, die unvergleichliche Persönlichkeit, wie sie meiner Seele sich eingeprägt, schmucklos und treu darzustellen, so Gott will zur Erinnerung für würdige Nachkommen in einem Lande, dessen Be-

wohnern die Tüchtigkeit großer Vorfahren noch nicht erstarb. Den besten Beweis lieferte der Dahingeshiedene; liefern Sie selbst, edler Freund. Die Tugenden, welche das dankbare Vaterland an Ihnen ehrt, Unverzagtheit in schwierigen Verhältnissen, reinmenschlichen zarten Sinn in Beziehungen selbst zu den Niedrigsten, und Begeisterung für das Recht und das Rechte mögen als Schirm und Schutz am Eingang zu diesem Bilde stehen, damit sich ihm Mißgunst und Bosheit zu nahen scheue.

Dorpat im Mai 1845.

Blum.

Andreas von Löwis of Menar.

In den Ostseeprovinzen, die jetzt zum russischen Reich gehören, besteht heutzutage noch eine ansehnliche deutsche Ritterschaft. Begründet auf mehr als halbtausendjährige Verhältnisse, erhielt sich diese seit ihrem Ursprunge immer durch Entwicklung des Rechts, durch Ausbildung ihrer Kirche und durch ihre Sprache zu Deutschland in den nächsten Beziehungen, die auch nicht durch polnische Eroberungen, noch unter der Herrschaft Schwedens, noch dadurch sich auflösten, daß sie unter das russische Scepter kam. Viel weniger änderte hierin etwas die Aufnahme von Individuen fremder Bungen in die ritterschaftlichen Geschlechter; wie dieß am besten das Herkommen des Mannes bezeugt, dem ich hier ein seiner würdiges Denkmal setzen möchte.

Jener Mann hat nicht etwa, wie so viele seiner Landsleute und Standesgenossen, unter den Fahnen des Reichs, dem sie dienten, weit verbreiteten Kriegs-

ruhm erworben, auch nicht denen sich angeschlossen, die auf dem ungeheuern Gebiete der innern Verwaltung Ansehen und Reichthum gewannen, noch auch denen, welche an fremden Höfen die Würde ihres Staates mit eigenem Glanz vertraten. Vielmehr war es ein schlichter Ehrenmann, der im Kriegsdienste nur ein paar Jugendjahre verbrachte, die übrige Lebenszeit dagegen, in der Stille des Studierzimmers und im Kreise weniger Freunde den Wissenschaften und der Kunst widmete. Gleichwohl gründete er sich und seinem Namen ein Andenken, welches nicht nur seine Familie als das eines ihrer ruhmwürdigsten Glieder, sondern auch das gesammte Land, dem er angehörte, immer mit freudigem Stolz ehren wird.

Andreas von Löwis of Menar, den wir hier meinen, schien durch seine Geburt schon zum Kriegslieben vorbestimmt. Zu Wannamois in Estland, wo sein Vater, der Generalmajor Reinhold Friedrich von Löwis, mit einem Cavallerieregiment im Winterquartiere stand, brachte die Mutter, Dorothea Elisabeth, ihn am 27. December 1777 zur Welt, und der Obrist des Wologdaschen Regiments, Andreas Wiäsemsky, gab dem Ankömmling in der Taufe den Namen, den seitdem dieser trug. Der Vater war Soldat mit Leib und Seele. Er hatte

den siebenjährigen Krieg, auch mehrere Feldzüge gegen die Türken mitgemacht, und sich allenthalben als tapferer Rittersmann bewährt. In den Türkenkriegen war er oft als junger Offizier, beim Beginn einer Schlacht, wenn einzelne Türken, opiumberauscht, sich mit ihren Rossen auf die russische Fronte stürzten, diesen zum Zweikampfe entgegenpöngt. Seine Geschicklichkeit in Führung der Waffen, seine Besonnenheit und Geistesgegenwart, trugen größtentheils den Sieg, und vortreffliche Pferde und Waffen als Siegesbeute davon. Außerdem wird er als wahrer Viedermann geschildert, mit offenem freimüthigem Charakter eine für seine Zeit seltene Bildung verbindend. Gewandtheit und große Kenntniß in militärischen Gegenständen, besonders im Cavalleriedienste, werden ihm ebenfalls nicht minder nachgerühmt, als seine Herrschaft über die Muttersprache, so wie seine Ausdrucksweise im Französischen, Polnischen und Russischen. Ein solcher Mann mochte seine Söhne wohl kaum zu einer andern Laufbahn bestimmen, als in der er selbst Ehre und Lebensgenuß gefunden hatte. Auch war die Ritterschaft, der er angehörte, berühmt, daß sie seit Jahrhunderten, früher den Schweden, später dem russischen Heere die besten Offiziere geliefert habe, und das Kriegsglück führte seinen Ahnherrn

in diese Ritterschaft. Dies war William Löwis of Menar, ein Schotte von Geburt. Wahrscheinlich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts nach Schweden gekommen, hatte er unter Gustav Adolph gedient. Seine treuen Dienste wurden ihm, der damals Major war, am 14. Mai 1630 mit den Gütern Murmis im Rujenschen und Panten im Salisburgschen Kirchspiele belohnt. Er erhielt sie als Lehen nach Nörköpings Beschluß=Rechts=Conditionen. Vermählt mit Sophie von Nieroth aus dem Hause Weez in Ehstland, starb er als schwedischer Obristlieutenant im Jahre 1645 auf Panten, mit Hinterlassung von fünf Söhnen und drei Töchtern, und wurde im Erbegräbnisse der Familie in der Salisburgischen Kirche beigesetzt. Jene Güter sind noch jetzt in den Händen seiner Nachkommen.

Auf einem derselben, das bisher verpachtet war, auf Murmis, ließ sich der Vater unseres Andreas nieder, als er den Kriegsdienst aufgab, um das väterliche Erbe in Ruhe anzutreten. Es ist eine alte Sitte hier im Lande, daß Kriegsmänner, selbst wenn sie hochgestiegen sind, noch in den kräftigsten Jahren den Dienst verlassen, um ihr eigenes Gut zu bauen. Der Militärstand bietet nur selten Vortheile, welche die Nachtheile aufwögen, in die ein wohlhabender Edelmann leicht durch fremde Be-

wirthschaftung geräth. Auch hat man hier vielfach die Beobachtung gemacht, daß ausgediente Offiziere vortreffliche Landwirthe abgeben, sowohl weil der Kriegsdienst an große Ordnung gewöhnt, als auch, weil im Soldatenwesen nie ganz die Erinnerung an das Landleben verloren geht, in welchem die jungen Edelleute meistens aufwachsen. Damals kam noch hinzu, daß sich den Kindern eine bessere Erziehung fast nur auf dem Lande, nach altherkömmlicher Weise, durch Hauslehrer geben ließ.

Der junge Andreas mochte acht Jahre alt sein, als sein Vater das Gut Nurmis übernahm. Da er, gleich seinen drei ältern Brüdern, zum Kriegsdienste bestimmt war, erhielt er demgemäß bei Hauslehrern Unterricht. Es werden uns deren drei genannt, ein Herr Souday, ein Herr Torno und ein Magister Schmid aus Leipzig, die aber alle von mehr sittlichem, als wissenschaftlichem Einfluß auf ihren Zögling gewesen zu sein scheinen; denn er beklagte sich später oft, mit der ihm eigenthümlichen Milde, die andern Böses nachzusagen scheut, daß er leider bei jenen Lehrern nur wenig gelernt habe, und daß auf sie doch einige Schuld fallen möchte. Dagegen behaupten Zeitgenossen, er habe alles gelernt, was sie ihm irgend lehren konnten.

Wie weit ihn elterliche Zärtlichkeit vielleicht im Lernen geschont habe, wissen wir nicht. Darin aber geben wir der Mutter Recht, daß ihre nächste Sorge der leiblichen Entwicklung ihres Lieblingß galt. Er mußte sich viel bewegen und trieb frühzeitig körperliche Uebungen. Nun hatte er sich einstmals eine Menge Spazien zusammengeschoffen, und wünschte sie zu essen. Die Mutter befahl sogleich dem Koch sie zu einer Pastete zuzurichten. Begierig harrete der junge Jäger, und fiel, sobald das delicat bereitete Gericht aufgetragen worden, mit Heißhunger drüber her. Die so hastig und heiß genossene Speise zog ihm eine Verdauungslosigkeit zu, die in Kurzem in schwere Krankheit ausartete. Mit Mühe gerettet, empfand er bald wieder das ungestümste Verlangen nach Speise und Trank, das er auch unvorsichtig befriedigte. So kehrte das Fieber gesteigert wieder. Andreas schwebte Wochenlang zwischen Tod und Leben. Endlich siegte die jugendlich kräftige Natur. Aber obgleich er drei Tage, nachdem er zuerst wieder das Bette verlassen, sich ins Freie wagen, und acht Tage später auf die Jagd gehen konnte, behielt er dennoch immer einen geschwächten Magen, der ihn bald zu großer Mäßigkeit nöthigte.

Seine Mutter zeichnete sich durch Bildung und

einen höchst weiblichen sanften Charakter aus. Sie war in ihrer Jugend von ungemeiner Schönheit und obgleich diese auch den Sohn schmückte, sah er ihr doch nicht ähnlich. Schon früh entwickelte sich in ihr ein Brustleiden und als dieß sich vergrößerte, verbrachte sie die Nächte meist schlaflos. Um nun die nächtlichen Stunden zu verkürzen, umgab sie sich mit Bäuerinnen, die ihr für reichliche Bezahlung vorerzählen, und sich mit ihr unterhalten mußten. Dazu wählte sie vorzugsweise sonst unnütze Weiber, um der Arbeit keine thätigen Hände zu entziehen, oft aus ähnlicher Rücksicht auf Andere, sogar Trinkerinnen, die ohnedieß in der Nacht nicht schlafen konnten und zugleich munter und aufgeregt sprachen. Für jeden kleinen Dienst, den ihr eine solche leistete, drückte ihr die dankbare, mildthätige Dame ein Geldstück in die Hand. Unser Löwis erzählte mehrmals, wie er mit Theilnahme die Kranke habe in den Zimmern durch die Stille der Nacht auf und nieder schreiten hören; wie er aber nicht zu ihr kommen dürfen, weil sie dem Lieblinge durchaus nicht die Nachtruhe verkümmern mochte.

Einem so unendlich liebevollen Gemüth, hätte man denken sollen, widerstrebte die Bestimmung des jüngsten Sohnes, zu der dieser selbst keine Neigung

fühlte, um so entschiedener, als die drei ältesten Söhne bereits Offiziere waren; aber der Kriegsdienst galt in ihrer Familie so als herkömmlich, daß sie wohl kaum darauf verfiel, den jungen Andreas diesem vorgesteckten Ziele zu entziehen.

Sie war aus dem Geschlecht der Clappier de Colongue, das in der Provence ansehnliche Güter besaß. Alexander Clappier de Colongue hatte im Jahre 1712 als Ingenieurhauptmann den französischen Dienst mit dem russischen vertauscht, und sich später mit einem Fräulein von Katt vermählt. Er wurde der Stammvater der Familie Colongue in Ehstland, wo er im Jahre 1732 in die Matrifel aufgenommen, im Jahr 1743 als russischer Ingenieur-General und Ritter des Alexander-Newsky-Ordens starb. Sein Sohn Alexander, Erbherr zu Samm und Derten, vermählte sich mit Helena, geb. Baronin Wrangell, aus welcher Ehe unsers Andreas Mutter entsproß. Also gehörte Andreas seinem Herkommen nach drei verschiedenen Völkern an, dem französischen, dem deutschen und dem britischen; aber Muttersprache war in der Familie längst das Deutsche. Mit welcher Liebe er sich in dieser Sprache bewegte, verrathen einzelne seiner Lieder, die sich aus jener Zeit erhalten haben. Wenn er sich später mit Recht beklagen mochte,

daß ihm seine Lehrer damals nicht nach Wunsch auf dem wissenschaftlichen Gebiete fortgeholfen hätten, so bezeugen dieselben Lieder wenigstens, daß ihm der Sinn für Poesie sowohl, als für die stillen Freuden der Natur aufgegangen war.

Es liegt hier im Landleben, trotz dem hohen Norden, ein unbeschreiblicher Reiz, zumal für ein tiefes Gemüth. Dieß Leben bewahrt eine alte Tradition besonders geselliger Bildung, die von der Geschäftsthätigkeit, zu welcher die Landwirthschaft beständig auffordert, aufs schönste gehoben und getragen wird. Dem Wohlhabenden bietet es einen fortwährenden Wechsel von Freuden des Umgangs und vom Drange der Arbeiten. Da das Land dünn bevölkert ist, und in jener Zeit auch in bebauten Gegenden noch viele dichte Waldungen besaß, so herrschte neben der Geselligkeit, die man von Gut zu Gut unterhielt, eine tiefe Stille, und oft eine wahre Waldeinsamkeit, die nicht minder durch Jagd zu kräftigen, als ein sinniges Gemüth auf sich zurückzuführen geeignet war.

Wo sollte überhaupt eine jugendliche Seele sich gesunder entwickeln, als in der frischen freien Natur, die allenthalben den Landmann umgiebt? als in den einfachen Verhältnissen des Landlebens, welche schärfer geschnitten wie die unzähligen Beziehungen

in der Stadt, den Geist nicht verwirren, vielmehr ihn stärken? Wind und Wetter haben auf dem Lande eine ganz andere Bedeutung, als in der Stadt; und so gewöhnt man sich beständig auf sie zu achten; die Jahreszeiten bringen, eine jede ihre besondern Sorgen und Freuden, so ist man immer auf sie gespannt; die Erde tritt uns dort mit ihren Gewächsen und ihren Geschöpfen unendlich näher, darum erweckt sie immerfort unsere Aufmerksamkeit. Daher zeigt sich denn auch hier die Landjugend häufig im Benehmen höchst gewandt und zu Geschäften geschickt, und, wo sie unter liebevoller Leitung gestanden hat, für Poesie begeistert, eben so, aufgelegt zu naturwissenschaftlichen Bestrebungen.

Eine liebevolle Leitung ward unserm Andreas wenigstens durch seine Eltern, besonders die Mutter zu Theil. Unter dieser entwickelte sich, wohl als erste Frucht, das sinnige Wesen, die gemüthliche Betrachtung der Natur, die sich in jenen Liedern offenbart. Hier ist es die erste Lerche, die er anredet; ein Bach, dem er in seinen Windungen folgt; ein freies Jägerlied, in das er auffaucht; der Abendstern, nachdem er sehnsüchtig blickt. Auch traten sittliche Regungen hervor, und lassen uns tief in sein bewegtes Gemüth blicken. Dieser Art ist besonders ein merkwürdiges Gedicht, in welchem er

die letzte Stunde, wie er beinahe ein halbes Jahrhundert später sie bestand, gleich einem Hellschenden sich selbst voraussagte.

In jener Zeit war der Jüngling bereits sehr aufmerksam auf Eigenthümlichkeiten der Thiere, von denen er noch in seinen letzten Lebensjahren anziehende Erzählungen und Geschichten höchst lebendig vortrug. Sie enthielten alle mehr oder weniger interessante Beobachtungen.

Unter den Thieren spielt im Lande bekanntlich der Wolf die Hauptrolle, zwischen dem und dem Bauer es in gewisser Beziehung ordentlich zu einem menschlichen Verhältniß gekommen ist. So belustigte unsern Freund nicht wenig die Zärtlichkeit, mit welcher der Landmann einen Wolf, der in der Nachbarschaft mit seinen Jungen haust, vor den Jagden zu schützen sucht, die gerade, wenn das Thier Welpen hat, alljährlich angestellt zu werden pflegen. Der Bauer hat nämlich den Glauben, daß der Wolf, wenigstens so lange als die Brut seiner Pflege bedarf, auf dem Gebiet, daß er mit dieser bewohnt, nichts anrühre. Ja! er läßt sich wohl lieber in Strafe nehmen, ehe er ein Wolfsnest in seiner Nähe verräth.

Von jenen Geschichtchen möchten wir einige, die für Löwis bezeichnend sind, hier einschalten. So

erzählte er, wie einstmals über den langen Heuschlag des Gutes, wo er wohnte, ein kleiner Junge dem Walde zugelaufen sei. Unterwegs gefellte sich zu diesem ein großer Wolf, welcher immer neben ihm fort trollte, und wenn der Knabe anhielt, auch Halt machte. Da wurde es dem Kleinen bang, und als er an den Rand des Waldes kam, kletterte er in der Herzensangst eine hohe Heucke hinauf. Aber der Wolf setzte sich davor hin, und stierte beständig nach dem Knaben. Es wurde Nacht, und dieser machte sich auf der Kucke, so gut es gehen wollte, sein Lager zurecht, und schlummerte ein. Als er des Morgens erwachte, lag auch der Wolf noch unten, und heulte den Kleinen heiß-hungrig an, bis endlich Bauern des Weges kamen, das Thier verscheuchten, und ihn aus seiner Noth befreiten. Dies Abenteuer erinnerte Löwis an Nothkäppchen, und so oft darauf die Rede kam, freute er sich über die frische Naturanschauung, aus welcher das Märchen geschöpft habe.

Eben so liebte er es ein Abenteuer, das ihm selbst begegnet war, mit den Darstellungen guter Thierfabeln zu vergleichen, in denen Aehnliches geschildert wird. Einst, als er mit einem Freunde auf der Landstraße fuhr, vernahmnen sie großen Lärm. Sie lassen halten, und erblickten abwärts in einem nahen

Wiesenrunde eine Heerde Schafe, die von ein paar Wölfen angefallen, sich dicht zusammendrängen. Der Wolf greift das größte Schaf mitten heraus, und wirft sich wie einen Zwergsack über den Nacken; die Wölfin packt mit dem Maul ein schwarzes Lamm. So jagen sie davon, und ein muthiger Schäferhund hinterdrein. Dieser erreicht in Kurzem die Wölfin, die er mit solcher Gewalt anrennt, daß sie das Lamm fallen läßt, und das Weite sucht. Unterdeß hatte der kräftige Wolf einen Vorsprung gewonnen, und den Rand des Waldes erreicht, ehe der Hund mit Geheul ihm nachsetzen konnte. Die Reisenden stiegen aus, und gingen auf das schwarze Lamm zu, welches langsam zurückkam, zwar am ganzen Körper zitterte, aber nicht verletzt war. Nach einer halben Stunde stellte sich auch der Hund feuchend und mit heraushängender Zunge ein, ohne daß man vom Wolf und vom Schaf wieder etwas gesehen hätte.

Aber auch die Schrecknisse vergaß er nicht, die jenes Thier, das hier Menschen wohl nicht leicht anfällt, unter diesen doch gelegentlich anrichtet. Sein Bruder, der nachherige General, lag einst im Bernauschen mit seinen Kürassieren im Winterquartier, und hatte dort mit seinen Leuten eine Art Post angelegt. Demnach standen immer mehrere

Kürassiere von Entfernung zu Entfernung in den Krügen bereit, die ankommenden Depeschen sogleich weiter zu befördern. Einst langt eine Depesche in einem Krüge an, und da eben ein gewaltiges Schneegestöber herrscht, werfen sich zwei Reiter auf ihre Pferde, um einer dem andern im Fall der Noth helfen zu können. Sie schlagen bei großer Dunkelheit den Weg über einen gefrorenen Morast ein, kommen aber weder in derselben Nacht, noch am folgenden Vormittage zurück. Man wird besorgt, und sucht nach ihnen. Da findet man denn am Rand des Waldes drei oder vier zusammengehaucene Wölfe, Menschengelbeine, darunter zwei abgenagte Schädel, Waffen, Blut, alles übereinander gehäuft. Es war gerade in der Brunstzeit der Wölfe, und Löwis meinte, die unglücklichen Kürassiere müßten, unter einen Rudel Wölfe gerathen, sogleich die Wölfin durch einen Schuß oder Schlag niedergestreckt, und damit die Wölfe in die äußerste Wuth versetzt haben. Von einer ähnlichen grauenvollen Geschichte hatte er schon in früher Kindheit gehört. Der Weg führte einen Trupp Soldaten gleichfalls in später Winterzeit an den Burtenecker See. Ein Halbduzend derselben wurde noch gegen Abend auf das jenseitige Ufer commandirt, von denen man am

nächsten Tag nur die Ueberbleibsel fand. Mehrere erschlagene Wölfe und die Waffen lagen dabei.

Was den Forschungstrieb unsers jungen Freundes ebenfalls schon in Anspruch nahm, war der Winterschlaf der Thiere, doch machte er darüber erst später die Hauptbemerkungen. Wir werden auf sie zurückkommen, und sagen hier nur, daß ihm von allen Thieren das Pferd die meiste Beschäftigung gab. Seinem Vater hatte, auch nach dem Ausscheiden aus dem Dienst, beständig die Pferdezucht am Herzen gelegen, und sein Augenmerk war besonders darauf gerichtet, das einheimische Thier zu heben. Dieß nimmt sich nun zwar vor dem Wagen des Bauers, oder gar unter dem Reiter unansehnlich genug aus; aber näher besehen, zeigt es sehr angenehme Formen und vortreffliche Eigenschaften. Der Kopf ist klein und edel, der Rücken fest, und die Füße so zierlich gebaut, daß sie an die arabische Art erinnern. Daher denn auch Kenner meinen, das edle Blut der Thiere, deren die Ritter in frühern Zeiten eine Menge ins Land eingeführt, möchte sich noch heutiges Tags in der einheimischen Rasse geltend machen. Dazu kommt bei der schlechtesten Nahrung eine Ausdauer und eine Kraft Strapazen zu ertragen, die nicht selten ans Unglaubliche streift.

Dem alten General war es unerträglich, daß das edle Thier, noch bevor es erwachsen und erstarkt ist, vom Bauer angespannt und geritten zu werden pflegt. Er ließ den Fohlen die sorglichste Pflege angedeihen, und gönnte ihnen Zeit zur vollständigsten Entwicklung. Auch machte es ihm Freude, den jüngsten Sohn ihm dabei mit besonderer Liebe an die Hand gehen zu sehen, da ja dieser sich dem Reiterdienst widmen sollte.

Andreas zeigte eine hervorstechende Anlage zu jeder körperlichen Geschicklichkeit, und hatte sich unter des Vaters Leitung bereits zu einem vollendeten Reiter ausgebildet. Es kam jetzt die Zeit, in den Dienst zu treten, der ihm eine unendliche Laufbahn eröffnete, leider! war aber die Neigung dazu noch immer ausgeblieben. Wir dürfen daher wohl glauben, daß er mit doppelt schwerem Herzen von dem elterlichen Hause schied. Dieß geschah 1794 und zu derselben Zeit verlor er seinen Vater schon im 63sten Lebensjahre. Ist dieß überhaupt ein Stufenjahr, so bewährte es sich als solches besonders vielfach in seiner Familie. Um die Mutter aber blieb jetzt nur ein einziges neunjähriges Töchterchen, Juliane Charlotte, da eine ältere Schwester, erwachsen, doch unvermählt, dem Vater vorangegangen war.

Der junge Reitersmann trat also bei der Garde ein, und wurde damit unmittelbar den Lebensströmungen eines ungeheuern Reiches anheimgegeben. Welch ein Gegensatz gegen das stille, beschauliche Dasein seines Landlebens, dieses unruhige Getriebe einer Hauptstadt, welche an die äußersten Grenzen gestellt, gleichwohl den Mittelpunkt des gesammten Verkehrs ausmachte! Hier saß die nordische Zauberin und drehte die unsichtbaren Fäden, mit denen ihre Politik Völker und Länder Europas und Asiens umgab; jetzt eine bereits scheidende Sonne, die aber gerade, ehe sie unterging, noch einigemal flammend aufleuchtete.

Es war die bewegte Zeit, da Frankreich im Westen dem alten Staatsgebäude Europas den Sturz drohte, im Osten Polen ohnmächtig, aber tapfer mit den Nachbarn um sein Dasein rang, und niedergeworfen in die letzte Theilung sich fügen mußte. Daran knüpfte sich die Einverleibung Curlands und Semgallens in das russische Reich; und den Schluß der großen Staatsunternehmungen machte der abentheuerliche Zug, der unter Valerian Suboff sich gegen Persien bewegte.

Unsern jungen Freund berührte von dem allen nichts unmittelbar; aber der feine Sinn, der ihn von frühe auszeichnete, nahm innigen Antheil an

dem insgesammt, was von den dahin einschlagenden Beziehungen irgend verlautete.

Er war von Kindheit an gewöhnt über staatliche Verhältnisse zu hören und sich zu äußern, seitdem der Untergang der vaterländischen Verfassung, den Catharina II. durch Einen Federstrich verfügt, besonders seine Standesgenossen aufgeschreckt hatte. Allerdings erwarb sich die kluge Herrscherin das große Verdienst, das gesammte Reich nicht bloß durch Eintheilung in Statthalterschaften äußerlich besser als bisher zu gliedern, sondern zugleich auch durch die neuen Einrichtungen es im Innern zu ordnen. Diese Verfassung war unter ihrer Leitung, durch Deutsche, der Verfassung nachgebildet worden, die seit Jahrhunderten in den deutschen Ostseeprovinzen sich allmählig entwickelte.

Lwer, die erste Statthalterschaft die Catharina 1775 gegründet, diente mit ihren neuen Institutionen zum Muster der übrigen, welche insgesammt nach ihr ins Leben traten. Alles für Rußland unschätzbar, das unter Peters des Großen Nachfolgern, zumal unter seiner Tochter, immer tiefer in Schlaf versunken, ein neues Verfassungswerk um so dankbarer annehmen mußte, als dasselbe mit scharfem Verstand und großer Einsicht in die allgemeinen Bedürfnisse, an die wenigen Keime die

zur Entwicklung vorhanden waren, fast überall anknüpfte. Auch bildete dieß die Grundlage eines großen Theils der Erfolge, welche Catharinens Regierung nach außen begleiteten. Wie mußten dagegen die deutschen Provinzen, welche längst ein ausgebildetes Recht und allbewährte Einrichtungen besaßen, sich im Innersten erschüttert fühlen, da ihnen dieser Boden altbürgerlicher Existenz unter den Füßen weggezogen wurde. Auch war von jenen Neuerungen, die so tief in alle Verhältnisse eingriffen, nicht bloß der Adel aufs schmerzlichste berührt; die Altbürger empfanden sie wohl noch herber. Es kam sogar in Riga 1787 zu einem gewaltigen Aufstand der Zünfte, dessen Andenken noch jetzt im Gedächtniß des Volkes lebt.

Solche Jugenderinnerungen erloschen nie in Andreas' tiefem Gemüthe und am wenigsten wichen sie vor den unzähligen Festen und Feierlichkeiten, die in den letzten paar Lebensjahren der Kaiserin einander drängten. Veranlassung dazu boten bald Siege, bald Geburts- und Sterbefälle kaiserlicher Familienglieder, bald deren Vermählung, oder zuletzt noch die Beziehungen, in welche Gustav IV. von Schweden trat, und die, wie sie überhaupt überraschend endigten, so mit dem unerwarteten Tode der großen Fürstin schlossen. Löwis sprach

später nie von ihr, ohne daß sich eine gewisse Geiztheit verrieth.

Paul I. hatte kaum den Thron bestiegen, als er sich mit einer besondern Leibgarde umgab. Diese wurde, unter dem Namen eines Corps der Chevaliergarde, aus jungen Edelleuten von bedeutender Größe und Schönheit zusammengesetzt. Es ist bekannt, daß die Gründung des Corps im Zusammenhange stand mit Pauls Ansichten vom Adel, die ihn später sogar an die Spitze des Malteserordens, als Großmeister, stellten. Indem er nun dem jungen Adel seine Person anvertraute, wollte er diesen zugleich seiner bedeutenden Stellung gemäß auch in der äußern Erscheinung auszeichnen, und das Corps erhielt ritterliche Rüstung von Silber und silbernes Sattelzeug.

Es konnte nicht fehlen, daß die Wahl für jenes Corps auch auf unsern Löwis fiel: ragte er doch durch schlanken Wuchs von mehr als sechs Fuß über die Meisten hervor! Seine Gestalt war ebenmäßig gebaut, Hände und Füße von ungemeiner Zierlichkeit, und die Züge von solcher Schönheit und Anmuth, daß sie unwiderstehlich anzogen. Wir erinnern uns noch des Gesprächs einer Dame, deren Jugendblüthe in jene Zeit fiel. Sie erzählte mit Entzücken, wie damals ein Sommer sie und

viele Freunde und Verwandte in Reval zusammengeführt habe unter denen sich auch Löwis, eben auf Urlaub, befand. Sein majestätischer Wuchs sei in der Uniform vortheilhaft hervorgetreten, und habe im Einklang gestanden mit dem muntern und doch würdevollen Benehmen, das alle bezauberte. Es war gerade Johannismarkt, welcher nach altem Herkommen den Adel, besonders die schönen Töchter des Landes und die heirathsfähigen Männer dort vereinigte. Da wäre denn, trotz der Masse junger Herren, die sich eingefunden, der liebenswürdige Reitersmann fortwährend Hauptgegenstand des Gesprächs der Damen gewesen, deren jede sich viel darauf zu Gute that, wenn sie Neues und Anziehendes aus seiner Unterhaltung mitzutheilen wußte.

Seine Stellung bei der Chevaliergarde, die ihn in die unmittelbare Nähe des Kaisers brachte, möchte denn auch dazu gedient haben, ihn noch weiter in körperlichen Geschicklichkeiten auszubilden. Er zeigte nicht nur als Reiter die größte Gewandheit, auch die Zierlichkeit seines Tanzes wird seitdem gerühmt, und seine Meisterschaft im Schießen, so wie im Fechten auf Stoß und Hieb ist anerkannt.

Im Frühling des Jahres 1797 finden wir ihn in Moskau, wohin der Kaiser die Chevaliergarde zur Krönung mitgenommen hatte. Diese wurde

am 16. April aufs feierlichste begangen. Bei den großen Aufzügen durch die Stadt kam jenes Corps an eine schmale Brücke, vor welcher der Führer den Befehl zu geben vergaß, daß es in kleinen Zügen abbrechen sollte. Als nun die Reiterschaaren auf der Brücke anlangten, und keinen Raum fanden, fingen die Pferde an sich zu drängen. Einige scheuten und bäumten wild, andere wurden zum Erstickten gepreßt, Reiter und Pferde stürzten übereinander, es herrschte entsetzliche Verwirrung. Löwis hob sich eben im Sattel, um nicht erdrückt zu werden, als sein Roß zusammenbrach und ihn kopfüber schleuderte.

Nach einiger Zeit zur Besinnung zurückgekehrt, fand er sich im Lazareth auf dem Krankenlager. Die Brust war schwer beschädigt, doch konnte man es als ein Wunder ansehen, daß er im gewichtigen Harnisch und Helm bei so argem Sturz nicht den Hals gebrochen. Er mußte lange liegen, und wie er das Lazareth verließ, hatte er sein ganzes schönes Haupthaar eingebüßt.

Der Genesene begab sich wieder zu seinem Corps, aber nur, um bald nachher Zeuge von dessen Auflösung zu sein. Der Kaiser liebte und behandelte die Glieder der Chevaliergarde wie seine Kinder, oder mindestens wie Zöglinge. Auch blieben ihm

die Einzelheiten, die diese betrafen, nicht fremd. Einst stellte er unvermuthet eine Revision an, aber nicht zu seiner Freude; denn er entdeckte unter den kostbaren Rüstungen einen Defect. Jene wurden nämlich in gemeinsamem Locale aufbewahrt, und Jeder erhielt seine Rüstung nur auf so lang, als es der Dienst verlangte. Jetzt fehlten ihrer mehrere. Es läßt sich denken, in welchen Zorn der Kaiser gerieth. Er hob sogleich das Corps auf, und verwies dessen Glieder aus St. Petersburg. Dies geschah mit solcher Eile, daß keiner nach vier und zwanzig Stunden sich mehr betreffen lassen sollte. Wer dem zuwider handelte, würde unter Trommelschlag aus der Stadt geworfen. Wirklich erlitt diese Strafe Einer, der sich nicht schnell genug gerettet hatte.

Löwis zählte kaum zwanzig Jahr und doch sah er sich unverschuldet schon in solch abscheulichen Handel verwickelt, von dessen Möglichkeit in seiner redlichen Seele früher keine Ahnung aufgegangen war. Aus dem Dienste gejagt zu werden ohne alle eigene Schuld, mochte zumal ein jugendliches Gemüth erschüttern. Freilich konnte er sich damit trösten, viele, und darunter treffliche Leidensgefährten zu haben, ja, sein Gedächtniß lieferte ihm, wenn dieß Trost verlieh, aus der eigenen Familie

Beispiele, deren er gern gedachte, und die ihm ganz anderes Unglück und Unrecht vergegenwärtigten. Seiner Mutter Großoheim war jener unglückliche Ratt, dessen Haupt unter dem Henkersbeil vor den Augen seines königlichen Freundes fiel, und der Sohn seines Abnherrn von väterlicher Seite, Franz von Löwis, durch seine Gemahlin Sophie, ein Schwager des berühmten Reinhold von Batkul, den das sächsische Ministerium so schönöde verrieth, und Karl XII. von Schweden so gräßlich hinrichten ließ.

Uebrigens erhielt die Sache doch bald eine mildere Wendung, indem ein späterer Befehl des Kaisers ihm und anderen unschuldig befundenen gestattete, als Rittmeister in die Armee einzutreten. Aber der Kriegsdienst war ihm ganz und gar verleidet, und gerade jetzt, wie er öfter äußerte, trat eine Erzählung seines Vaters so lebhaft vor seine Seele, daß wenn er irgend schwankte, diese den Ausschlag gegeben hätte.

Potemkin, der bekannte Günstling, befand sich nämlich mit dem Heer im Lager, als sich einst, um seine Befehle entgegenzunehmen, Generäle und Stabs-offiziere, und unter diesen auch der alte Löwis, vor seinem prachtvollen Zelte versammelten. Sie warteten hier lange vergebens auf den Oberfeldherrn, da entstand plötzlich im Zelte furchtbares Geschrei,

Fluchen und Lärmen. Plötzlich schoß eine kleine Gestalt so eilig durch die Thür des Zeltcs heraus, daß sie weithingeschleudert nur mit Mühe sich auf den Füßen erhielt. Hinterdrein warf ein gewaltiger Fuß einen Federhut nach, den der kleine Mann aufhob, abschüttelte und sich aufsetzte, als wäre nichts geschehen. Aber die Versammlung sah mit schweigender Bewunderung den General an, dem Potemkin eine so unsanfte Weisung mit eigenen Händen und Füßen gegeben hatte. Es war der berühmte Kamenski, der nachherige Türkenbesieger, unter den Generalen selbst einer der stolzesten.

Mit wie großer Begeisterung auch der General am Kriegswesen hing, jene Erfahrung hätte es ihm verleiden können; wenigstens war er, so oft darauf die Rede unter den Seinigen kam, immer ganz empört. Welchen Eindruck dieselbe auch auf das Gemüth des jüngsten Sohnes machte, läßt sich denken.

Andreas ließ sich nun in Murmis nieder, wo er Mutter und Schwester fand, erstere aber so leidend, daß sie sichtlich ihrer allmählichen Auflösung entgegenging. Doch die Jugend nimmt glücklicher Weise alles, selbst das Schwerste, leicht, und so that es offenbar unser Freund, wie sehr er auch der zärtlichen Mutter zugethan war. Er hatte

seinen Lieblingsplan, die Universität zu beziehen, wieder aufgenommen, und setzte jetzt alle Kräfte daran, sich würdig für dieselbe vorzubereiten.

Es ist Schade, daß wir ihm nicht in die gelehrte Werkstätte, die er dort aufschlug, hineinklicken, oder vielmehr in das idyllische Leben folgen können, das er volle vier Jahre führte. Nur einzelnes Wenige ist aus jener Zeit im Gedächniß aufbewahrt, obgleich er selbst nicht selten von ihr mit jugendlicher Begeisterung sprach. Dabei gedachte er jedesmal mit besonderer Herzlichkeit des Predigers in seinem Kirchspiele, den er als zweiten Vater ehrte. Dieß war Gustav von Bergmann, Prediger in Muzen, gegen zwei Meilen von Nurmis entfernt.

Bekanntlich ist mit als Hauptsegen der Art und Weise, wie die Reformation in den deutschen Ostseeprovinzen Eingang gewann, die anständige, bisweilen reiche Stellung anzusehen, welche der protestantische Predigerstand in mehreren Gegenden erhielt. Er fuhr hier, wie beinahe überall außerhalb Deutschlands, besser dabei, als in Deutschland selbst. Größtentheils mit Grundbesitz ausgestattet, theilte er mit Adel und Bauern dieselben materiellen Interessen, indessen ihn an beide zugleich das geistige Band der Seelsorge knüpfte. Mit dem Adel hatte er das deutsche Blut und viele Vorrechte

gemein; dem Bauer verkündigte er das göttliche Wort in dessen Sprache. Das mag nun freilich in früherer Zeit oft holprig genug geschehen sein, da meist die Heimath des Protestantismus, Sachsen, die Hauslehrer, und somit die Prediger lieferte, die sich denn im neuen Vaterlande des Lettischen, oder Esthnischen, so gut es gehen mochte, bemächtigten. In beide Zungen, die keine Verwandtschaft mit einander haben, zerfällt, wie bekannt, die Bevölkerung von Livland, und beide bieten dem Fremden, der sie lernen will, große Schwierigkeit. Demungeachtet gehört wohl der deutschen Geistlichkeit vorzugsweise das Verdienst, das Landvolk, welches im Ganzen mit großer Liebe an ihr hing, wie den Adel, mit dem sie in beständigem Verkehr stand, vorbereitet zu haben zu der Aufhebung der Leibeigenschaft, welche die Regierung Kaiser Alexanders so glorreich bezeichnen sollte.

Seitdem die Universität Dorpat eine Menge Landeskinder auch zum theologischen Studium und Wirken erzieht, hat sich die Sache geändert, und die Uebung der Volkssprache seit früher Jugend, befähigt die Eingebornen mehr zu Seelsorgern der Bauern, zumal diese ein ungemein scharfes Gehör für Ausdrücke und Aussprache haben. Es ist aber die Frage, ob die Prediger aus Sachsen nicht im

Ganzen einen größern Einfluß auf ihre deutschen Eingepfarrten ausübten, als jetzt die einheimischen, und ob nicht unter jenen sich mehr gelehrte und erfahrene Männer befanden, als unter diesen?

Beide Vorthelle vereinigte jener rufensche Prediger. Als Eingeborner, der von Neuermühlen bei Riga stammte, war er der lettischen Sprache vollkommen mächtig, so daß er in ihr eine Menge geschätzter Schriften zur Erbauung des Volkes verfaßte, auch ein lettisches Wörterbuch ausarbeiten konnte. Dabei hatte er seit dem funfzehnten Jahre auf dem Gymnasium in Weimar und seit dem neunzehnten auf der Universität Leipzig die gründliche sächsische Schule durchgemacht. Doch blieb er bei den alten Sprachen, unter denen er vorzugsweise das Lateinische betrieb, nicht stehen, vielmehr wurden dessen Töchtersprachen alle, sammt dem Englischen ihm geläufig. Ueberhaupt ein kräftiger Mann, besaß er eine außerordentliche Thätigkeit. Schon auf seiner früheren Pfarre zu Arrasch beschäftigte ihn viel das Einimpfen der Blattern, besonders unter den Bauerkindern. In Rufen setzte er diese Beschäftigung nach einer von ihm erfundenen, einfachen Methode so rastlos fort, daß er binnen dreißig Jahren gegen 12,000 Menschen impfte. Auch be-

lohnnte ihn dafür Kaiser Alexander bald nach seiner Thronbesteigung mit einer goldenen Denkmünze.

War dieß eine Beschäftigung, wie sie einem Prediger wohl geziemt, der in solchem an Aerzten nicht reichen Lande oft deren Stelle vertreten muß, so könnte es dagegen verwundern, weshalb er auf seinem Pastorate eine eigene Druckerei hielt. Aber man braucht nur die Titel der zahlreichen Schriften sich anzusehen, die er von dort ausgehen ließ, und man erkennt sogleich sein Bestreben, gemeinnützig zu sein, und sein Bedürfniß, eigene Geisteserzeugnisse, oder besonders selten gewordene, oder gar nicht gedruckte Werke über die vaterländische Geschichte, im nächsten Kreise auf eine nicht allzukostbare Weise zu verbreiten.

Was indeß mehr auffallen möchte, ist die Bereitwilligkeit, mit welcher der geistliche Herr noch in spätern Jahren das Rappier versuchte. Bergmann war in seiner Jugend als Fechter berühmt gewesen, und hatte schon auf dem weimarschen Gymnasium als Vorfechter dem Maler, der damals eine Fechtschule herausgab, zum Modell gedient. In einem und demselben Jahre mit Göthe geboren, traf er mit diesem auf der Universität in Leipzig zusammen, und zeichnete ihm als Fuchs sogleich den Arm. Jetzt fand er in unserm Löwis einen würdigen

Schüler dessen jugendlicher Gewandtheit alle seine Fechterkünste indeß bald unterlagen.

Nach jener verdrießlichen Geschichte in St. Petersburg, war nämlich Löwis mit einem jungen Bergmann heimgekehrt, dem Sohn des rufenschen Predigers, welcher gleichfalls in der Chevaliergarde gedient. Beide junge Männer hatten sich dort innig befreundet, und setzten nun hier ihren Umgang fort. Je öfter sie sich sahen, um so größere Neigung faßte auch der alte Bergmann zu Löwis. Dieser kam bald Wochen lang nicht vom Pastorate, und blieb er zufällig einige Tage aus, so sagte der Alte ganz traurig: Andreas hat uns vergessen!

Auch mußten sich hier Alter und Jugend aufs schönste zusammenfinden. Eins ergänzte das andere. Löwis voll Durst nach Wissen, der Alte vergnügt, wenn er nur aus seinem reichen Schatze mittheilen konnte; jener, bei aller Munterkeit schüchtern, ja man möchte sagen jungfräulich, dieser eine derbe, gelegentlich ungestüme Natur, von welcher der jugendliche Freund später gar manches heitre Stück zu erzählen wußte. Einst hörte der geistliche Herr beim Eintreten in sein Haus wüthes Gekröse eines Bauern, der sich gegen die würdige Hausfrau grob benahm. Schnell, wie der Wind, flog die untersezte stämmige Figur auf die Küche los, woher

daß Geschrei erschallte, packte roth, gleich einem Fruthahn, aber ohne ein Wort zu sagen, den Schreier beim Gürtel, und tauchte, indem er ihn hoch aufhob, seinen Kopf dreimal ins nahe stehende Wasserfaß. Erschrocken beschwor die Frau den erzürnten Mann, den Bauer doch nicht zu ersäufen, bis ihn jener zur Thür hinauswarf, wo dieser halb-erstickt erst allmählig wieder zu Athem kam.

Mit derselben Rüstigkeit faßte der Pastor aber auch den Unterricht seines jungen Freundes an, der ihm oft nachrühmte, seiner belehrenden Anleitung beinahe Alles zu verdanken, was er irgend von seiner eigenen Muttersprache, vom Italienischen, Französischen, besonders aber vom Englischen gründlich wußte. Förderten diese Studien die geistige Ausbildung, so wurden auch die körperlichen Uebungen nicht versäumt. Zumal stärkten ihn seine beständigen Fußwanderungen, indem er meist den Weg zum Pastorate und wieder heim, zu Fuß zurücklegte. Fagen und Reiten thaten gleichfalls das Ihrige. Damit aber dem einfachen sinnigen Leben der Schmelz nicht fehlte, den die Dichtung allein drüber zu verbreiten vermag, besuchten unsern Freund nicht selten mitten in den Arbeiten die Muses, oder begegneten ihm auf einsamen Wanderungen, und beschenkten ihn mit manchem heitern Liede.

Als sich ein Strauß dieser Lieber zusammen binden ließ, übergab Löwis sie der ruzenschen Druckerei. Doch waren sie nicht für den Buchhandel bestimmt; und da der Verfasser später an dem Bändchen kein Gefallen mehr fand, suchte er von allen Seiten die Exemplare zusammen und vernichtete sie.

Mißtöne kamen in dieß Leben nur wenige. Von einem aber ward er schwer getroffen. Es war der Tod seiner geliebten Mutter, der in diese Zeit fiel. Ein anderes Mißgeschick mußte er mit vielen theilen; wir meinen das Verbot des Kaisers Paul, demzufolge kein russischer Unterthan im Auslande sich aufhalten sollte. Es strömten daher eine Menge Knaben und Jünglinge, welche nach altem Herkommen besonders in Deutschland eine höhere Ausbildung gesucht, auch nach den Ostseeprovinzen zurück. Wie groß deren Zahl gewesen sei, beweisen die vielen Männer, die es noch jetzt beklagen durch jenen Befehl mitten in ihren Studien gestört worden zu sein. Als eine weitere Folge ergab sich, daß viele wenigstens eine Zeit lang gehindert wurden, der höhern Entwicklung im Auslande nachzugehen.

Zu diesen gehörte Löwis; doch mochte er den Aufschub des Universitätsstudiums, zu dem er sich nun verstehen mußte, leichter ertragen, als andere,

da seine Regsamkeit und Ausdauer nach allen Seiten geistige Nahrung und Beschäftigung fand. Die Liebe zur ländlichen Natur, zumal zur Waldeinsamkeit, gewann allmählig eine wissenschaftliche Richtung, und brach, trotz seinem Streben nach allgemein menschlicher Ausbildung immer mehr wie ein Grundton durch. Entschiedener zog ihn die bunte aber stille Welt der Gewächse, besonders der Bäume an, auch wandte Aufmerksamkeit und Nachdenken zugleich sich den Thieren zu. Er schwärmte für die Eiche, und welche edle Früchte diese ächt deutsche Liebe zur Königin der Wälder trug, wird sich nachher ergeben. An den Thieren beschäftigten ihn damals einzelne Eigenthümlichkeiten, vorzugsweise wie schon früher bemerkt, die wunderbare Erscheinung des Winterschlafs. Aber seine vielen Beobachtungen, die er noch mit den Nachrichten über diesen Gegenstand aus unzähligen Reisen im Norden der drei Welttheile bereicherte, vertraute er, wie so vieles Andere, leider nur seinem Gedächtnisse an. Einiges ist uns aus seinen Erzählungen erinnerlich.

Ein glaubwürdiger Freund ritt im Winter auf die Jagd, und sah tief im Wald aus einem hohlen Baumstumpfe etwas Braunes herausstarren. Er griff hinein und zog einen Vogel heraus, den er

folglich für eine Waldschneepfe erkannte. Im nächsten Krug, wo er abgestiegen war, um sich zu erwärmen, regte sich plötzlich die Schneepfe und kam ins Leben zurück. Später entdeckte der Jäger mehrere dergleichen, und schloß daraus, daß hier die Waldschneepfen häufig überwintern.

Ähnliche Erfahrungen machte Löwis mit dem Winterschlaf von Birken- und Haselhühnern, und sammelte was man vom Ueberwintern der Schwalben in Seen und Morästen erzählt, hatte dafür aber nur Eine Beglaubigung durch Augenschein. Am Burtenecker See nämlich, von dem Nurmis nicht weit ist, fischte im Winter durch ein Fischloch ein Bauer mit dem Netz etwas Schweres heraus. Als er näher zusah, war es Rohr, woran eine Menge Schwalben hingen, wie an einer Schnur aufgereiht. Der Merkwürdigkeit wegen, nahm der Mann sie nach Hause, und legte sie in der warmen Stube nieder, wo sie in Kurzem sich alle regten und bald umherflatterten. Einige davon brachte man auf nahe Gut; doch am nächsten Tag lebten sie nicht mehr.

Der Winterschlaf des Bären ist bekannt. Von den vielen Geschichten, die Löwis darüber erzählte, sind folgende höchst charakteristisch. Ein Junge, welcher im Winter einen hohlen Baum fällen wollte,

sah plötzlich seine Art blutig. Deshalb fuhr er mit einer Hand in die Spalte des Baumes, zog sie aber erschrocken zurück, als er sie feucht und warm fühlte. Sogleich entstand bei ihm die Vermuthung, es sei da ein Bär im Winterschlaf. Schnell eilte er nach Hause und kehrte mit einer Flinte wieder. In demselben Augenblick steckte der Bär, der sich ausgerafft hatte, den Kopf aus dem Baume heraus, und fiel durch einen wohlgezielten Schuß.

Ein andermal hatte ein Junge durch das Loch eines sehr großen hohlen Baumes einen Bär entdeckt, und wußte nichts Angelegentlicheres zu thun, als seinen Herrn davon zu benachrichtigen, welcher auch sogleich mit einigen Freunden und Hunden ihm wohlbewaffnet folgte. Angekommen ließ derselbe mit Stangen und Stöcken im Baum herumarbeiten, um das Thier herauszutreiben. Alle standen, den Hahn gespannt, auf der Lauer. Aber siehe da! auf einmal sprangen aus der weiten Oeffnung, statt des Einen, dampfbrüllend eine Schaar von Bären. Die Jäger, wie die Hunde, ergriff Entsetzen; sie wendeten sich zur Flucht. Als sie endlich sich besannen und umsahen, gewahrten sie gleichfalls die Bären auf der Flucht dahinschwankend, gleich Betrunknenen.

Tritt aus jenen Beziehungen, in denen wir L^öwis zuletzt erblickten, sein inniges Verhältniß zum würdigen Bergmann hervor, so sehen wir ihn bald nach Kaiser Pauls plötzlichem Tode in andere Umgebungen geführt, welche schnell in ihm eine eben so große Selbstständigkeit entwickelten, als bisher zarte Pietät ihn zur Unterordnung gegen seinen väterlichen Freund bewog. Der jugendliche Herrscher, dessen Thronbesteigung einen neuen schönen Tag für sein Reich heraufführen sollte, hob sogleich den Bann, der wider das Ausland bestand. Unter den Unzähligen, die von dieser Freiheit Gebrauch machten, war auch L^öwis, doch that er dieß nicht so schnell, daß er nicht die ersten, tiefen Regungen, welche ein freisinniger Fürst hervorzurufen wußte, noch hätte ansehen können.

Kaiser Paul hatte bald nach dem Tode seiner Mutter die alte Verfassung in den deutschen Ostseeprovinzen wieder hergestellt, und zugleich Anordnungen getroffen, welche den Leibeigenen ihr Loos im ganzen Reich erleichtern sollten. Jener Wiederherstellung freute sich vor allen die Ritterschaft; das deutsche Bürgerthum erholte sich nicht so leicht von den Neuerungen, in die es gestürzt worden; aber die Bauern drängten sich dem Strahl der Hoffnung, der ihnen in der Fürsorge des Kaisers

aufging mit solchem Ungestüm zu, daß es zu arger Verwirrung und Ausschweifung kam. Löwis gerieth damals auf einer Fahrt nebst einigen Freunden unter einen Trupp freiheitsstrunkener Letten, denen er sich nur mit Mühe entzog.

Als jetzt Kaiser Alexander mit seinem Wohlwollen, seiner Liebenswürdigkeit und edeln Gesinnung hervortrat, richtete ganz Europa die Blicke auf ihn, voll Erwartung der Handlungen die daraus erfolgen mußten. Von diesen wurde kein Theil des Reichs so schnell und heilsam berührt, als die Provinzen an der Ostsee, wo der junge Fürst die schon von seiner Großmutter projectirte Universität, aufs reichste ausgestattet, ins Leben treten ließ, und zugleich Anregung gab zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Jene Anregung fuhr wie ein Blitz in die Gemüther, und reifte Pläne, die wohldenkende Männer längst beschäftigten, alsbald zur That. Man schritt mit großer Umsicht ans Werk, und die Freiheit der Bauern in diesen Provinzen ist eines der schönsten Denkmale, welche sich die glorreiche Regierung Alexanders selbst setzte.

Löwis sah von allem dem nur die Vorbereitungen, verfolgte jedoch aus der Ferne deren Entwikkelung mit steigender Theilnahme. Er begab sich zunächst nach Jena, dessen Universität damals auf

dem Gipfel ihres Ruhmes stand. Zwar hatten Fichte die Irrungen von Dresden her schon verdrängt; aber an seiner Stelle war bereits ein Gestirn aufgegangen, das heller leuchten sollte, als er selbst. Auch wirkten Männer, durch deren Verluft Jena nicht lange nachher verwaiste, noch in voller Kraft, und zogen eine Menge Zuhörer an. Zu jenen Männern gehörten ein paar Livländer, der Chemiker Scherer und Loder, der berühmte Anatom.

Besonders viele Landsleute fand Löwis unter den Studirenden, in deren Gesellschaft er sich dort bald heimisch fühlte. Ein Nachbarnsohn, Georg von Engelhardt, hatte ihn auf der Reise nach Jena begleitet und beide waren in Einer Wohnung eingekehrt. Nachher zogen sie mit einem ganzen Kreise von Landsleuten zusammen, jungen strebsamen Männern, die sich zum Theil später auszeichneten. Der einzige Ueberlebende, Herr von Hartwiß, lange Zeit Secretair der livländischen Ritterschaft, preist noch jetzt das herrliche Leben, das sie geführt.

Unser Freund brachte eine unverwüßliche Lebensfrische mit, die jeden anzog, der in seine Nähe kam. Ohne je eine öffentliche Schule besucht zu haben, fand er sich in die neuen Verhältnisse dermaßen schnell, daß ihn nach sechswöchentlicher An-

wesenheit seine Landsmannschaft als Senior an ihre Spitze stellen konnte. Freilich kam ihm dabei das reifere Alter zu Hülfe, da er bereits im 24sten Jahre stand; doch auch sein glückliches Naturell und sein feiner Takt hoben ihn leicht über Vieles hinweg, woran andere gescheitert wären.

Jena galt für den eigentlichen Heerd sogenannter Burschenfreuden, die denn allerdings nicht immer vom besten Geschmack zeugten. Deshalb kam es vielfach in schlimmen Ruf, und noch neulich hat man sich in Schriften tadelnd darüber ausgelassen. Fenstereinwerfen, Duelle, Raufereien waren an der Tagesordnung, der Klaus des Studenten Ruz und Bier führte die Herrschaft über ihn. Die Jugend hatte es eben darauf abgesehen, ein paar Jahre durchzurafen. Da erschien es kein geringes Verdienst unseres Freundes, daß er seine Landsleute fest und fester zusammen hielt. Seine Körperstärke und große Geschicklichkeit in Führung der Waffen, setzte alle Raufbolde in Schrecken, die sich auch bald nicht mehr an die Schwächeren unter seinen Landsleuten wagen mochten; und sein Fleiß und seine Ausdauer erweckten sogar die, welche bisher dem Müßiggange gefröhnt, zur Nachahmung.

Hier zeigte sich gerade die andere schöne Seite des Lebens in Jena, das überhaupt eine ungemein

geistige Aufregung verbreitete. Es öffnete zuerst seine Hörsäle den Vorträgen der drei tiefsten Denker, die aus Kants Schule herstammten; ein Ruhm, den ihm keine der übrigen Universitäten streitig macht. Jede derselben mag ihre Vorzüge haben; aber Jena war der Punkt, in dem die Strahlen, die von Königsberg ausgingen, zuerst in Masse zündeten. Nachdem Fichte die neuen Wahrheiten verkündet, trat hier Schelling auf, welcher durch die Blitze seines wunderbaren Geistes Bahnen, die vor ihm andere kaum betreten, aufdeckte und erhellte, und Jung und Alt unwiderstehlich mit sich fortriß. Wie sehr Lōwis von ihm ergriffen ward, mag sich nachher darlegen.

In dieselbe Richtung stimmte die Kühnheit, mit der sich, ihrem Ursprunge getreu, die protestantische Theologie in Erklärung und Forschung erging; und wenn die Universität in den Naturwissenschaften mehr Forderungen stellte, als sie selbst erfüllte, übte sie einen unermesslichen Einfluß auch von dieser Seite.

Durch solchen geistigen Aether zog ein belebender und erquicklicher Duft, der möchte man sagen, den unvergänglichen Blüthen der Dichtkunst entquoll, mit denen damals aus der Nachbarschaft, oder vom Orte selbst, die größten Genien Deutschland über-

schütteten. Zu einigen der Letztern kam Löwis, wenn auch nur von fern in Beziehungen. Er gedachte später gern eines Mahls, das seine Landmannschaft, wenn ich nicht irre, zur Feier von des Herzogs Geburtstage gab. Die großen Dichter fehlten nicht; und unser Freund freute sich noch in der Erinnerung einer besonders lebhaften Gruppe, die sich nach Tisch um Göthe her gebildet. Dieser setzte lebhaft dem nachdenklichen Schiller interessante Dinge auseinander, indeß Vater Wielands heiterster Humor dazwischen sprudelte.

Bedenken wir die Menge bedeutender Männer, die im letzten Decennium des vorigen, und in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts auf jener Universität ihre geistige Belebung empfingen, so fühlen wir uns wohl gegen die dortige Art und Weise milder gestimmt. Auf der Einen Seite ein ungestümes oft wildes Gebaren, auf der andern das tiefste Denken, große Wissenschaftlichkeit, die herrlichsten Geisteserzeugnisse, erblicken wir in beiden wohl gar Gegensätze, die einander mehr oder weniger bedingen. Als Vermittelndes erscheint jene Freiheit, die zwar Auswüchse und Thorheiten treiben mag, dafür andrerseits aber es zu Begeisterung für Wissenschaft und Kunst und zu Frische des Charakters bringt. Heutzutage klagt man viel über

Schwäche des Charakters, Mangel an Besinnung, Eigennutz vorzugsweise in solchen Kreisen, wo man dergleichen durch sorgfältige Erziehung am meisten verdrängt glauben sollte; und doch leben wir in den Zeiten, wo der kleinste Knabe schon seine Censur, seine Sittenzeugnisse erhält, und bei jedem Tritt und Schritt Prüfungen zu bestehen hat, als stellte damit der moderne Staat Neze aus, in welchen er die Weisheit für jeden einfangen könnte, der zu ihm gehört. Nur möchte es einem Geschlecht, das in solcher Weise überwacht, gedrillt, geleitet wird, auf geistigem Gebiete nicht besser ergehen, als jenem Kinde im leiblichen Sein, welches mit einem Fallhute geschirmt, bloß auf Teppichen, zwischen Gängelbändern laufen durfte, damit es ja nicht zu Falle käme, oder sich beschädigte. Aber herangewachsen stolperte es über jeden Stein, und stieß an jede Ecke.

Unser Freund erging sich gleichfalls nach beiden entgegengesetzten Seiten; war fleißig mit den Fleißigen, und fröhlich mit den Fröhlichen. Er hörte sehr verschiedenartige Vorlesungen; obgleich ihn die Naturwissenschaften am meisten anzogen, hinderten sie ihn doch nicht, auch dem Litterarhistorischen und Aesthetischen sich zu befreunden, zumal unter der Leitung des geistvollen Schütz, welcher ihn so

lieb gewann, daß er sich ihm unentgeltlich zu einem Privatissimum erbot. Der berühmte Stifter und Herausgeber der Allgemeinen Litteraturzeitung, fand neben seinen überhäuftten Geschäften noch Zeit, ein Haus zu machen; oder vielmehr machte dieß seine Frau, und Löwis besuchte bisweilen dort die Gesellschaften.

Sonst hatte er wenig geselligen Verkehr. Ihn drängte es zu sehr unter Gleichgesinnten zu arbeiten, als daß er beim Thee seine Zeit vergeuden mochte. Zur Erholung trieben sie zusammen Musik, wobei Löwis die Flöte oder die Violine spielte, für die er allmählig eine um so ernstere Leidenschaft faßte, je mehr ihm deren kunstreiche Behandlung gelang. Auch zog er gelegentlich in Gesellschaft von Freunden nach Weimar ins Theater, welches damals die herrlichsten Genüsse bot, oder auf einen Ball bei Hof, wo junge Männer seines Standes leicht Zutritt fanden.

Diesem beschaulichen, heitern und harmlosen Leben, welches selten durch Mißhelligkeiten einige Unterbrechung erlitt, drohte nur einmal ernsthafte Störung, da ein Streit die Köpfe dermaßen erhitzte, daß sie in Masse auszogen. Niemand wurde davon unangenehmer berührt, als der Herzog, dem das Wohl der Universität am Herzen lag. Es kam

ihn darauf an, den widerwärtigen Handel in der Stille beizulegen. Deshalb machte ihn das Universitätsgericht selbst aufmerksam, welsch großes Ansehen Löwis unter seinen Commilitonen genoss. Und so ersuchte diesen der Herzog, seinen Einfluß zur Besänftigung der Gemüther anzuwenden, was denn auch zur allgemeinen Freude vollkommen glückte.

Daß nun ein junger Mann, welcher sich eben so durch Fleiß, als durch Theilnahme an den Studentenverhältnissen hervorthat, ein rühmliches Andenken auf der Universität zurückgelassen habe, mögen wir gern glauben. Nur zeigt sich auch hier ein der menschlichen Natur Eigenthümliches, scharf ausgeprägte Persönlichkeiten, selbst in beschränktem Kreise, gern mit einem sagenhaften Nimbus zu umgeben. Das jüngere Geschlecht sieht in der Heimath unsern Löwis seit der Jenaer Universitätszeit immer als eine Art Roland, welcher den Degen, den Hieber und das Pistol in der Hand, unzählige wunderbare Kämpfe bestanden. Bald heißt es, er habe vor dem Kampf, um seinen Gegner zu schrecken, einen Thaler in die Luft geworfen, und mit der Kugel getroffen, bald, er habe von den besponnenen Knöpfen auf dem Rock seines Gegners einen nach dem andern mit der Spitze seines Degens gezeichnet, um ihn selbst zur Besinnung zu

bringen, und Aehnliches mehr. Die Wahrheit ist, er suchte, allen Streitigkeiten feind, diese, wo sie irgend sich entspinnen wollten, auszugleichen und warf nöthigenfalls, um Hänkemacher einzuschüchtern, wohl auch sein Schwert in die Wagschale. Daher mieden ihn die Kaufbolde, als lästigen Vermittler, der, wie sie sagten, nur jede angenehme „Suite“ störte.

Geschah dieß bisher in Jena, so stellte sich seine Beziehung zu den Studirenden noch fester in Heidelberg, dessen Universität er im Herbst des Jahres 1803 bezog. Bekanntlich war diese Stadt ein Jahr zuvor an Baden übergegangen; und der neue Kurfürst ließ es sich angelegen sein, die alte und veraltete Universität in ihren frühern Glanz wieder herzustellen. So traf es sich merkwürdiger Weise, daß Löwis kurz vorher von Jena schied, ehe eine eigene Verknüpfung von Umständen dieser Hochschule gerade die bedeutendsten Lehrer entzog, und daß er in demselben Augenblick auf eine andere Universität kam, da man Alles zu deren neuem Aufleben vorbereitete. Man berief junge Gelehrte, deren Vorträge und Schriften über die verschiedenen Fächer des menschlichen Wissens bald große Anerkennung fanden, so daß Heidelberg schon in den

nächsten Jahren sich den ersten Hochschulen zur Seite stellen konnte.

Als der große Friedrich die Länder deutscher Zungen, welche seit dem dreißigjährigen Kriege mehrentheils so kläglich darnieder lagen durch seinen Geist und seine Thaten aufs neue zum Leben rief, offenbarte sich der frische Lebenstrieb auf den Universitäten besonders durch früher nicht gekannte Theilnahme an der Poesie, die sich bald aufnehmend, bald schaffend erwies. Jener Trieb brach allmählig von Königsberg bis Göttingen, und von Kiel bis Zürich hervor, ganz in ähnlicher Weise, wie er drittehalb Jahrhunderte früher den reformatorischen Bestrebungen zum Vorläufer gedient. Welch herrliche Früchte ihm die Litteratur verdanke, ist bekannt. Heidelberg wurde nun auch, so wie das akademische Leben aufs neue Wurzel geschlagen hatte, in Kurzem zum Boden besonderer dichterischer Anregungen; und da die Universität frisch in den Kreis ihrer Schwestern eintrat, fanden sich auf ihr die Gegensätze, die sich an andern Orten herausgebildet, sogleich zusammen.

Der berühmte Uebersetzer des Homer und Sängers der Luise repräsentirte die classische Richtung; und die romantische Schule sandte viele ihrer Anhänger hierher, oder gewann hier vielmehr eine eigenthüm-

liche Tendenz, welche besonders auf das Heimathliche, bisher wenig Beachtete ging. Den Ton gab „des Knaben Wunderhorn“ an, dessen Herausgabe in dasselbe Jahr fiel, in welchem die Schlacht bei Jena das letzte Bollwerk deutscher Unabhängigkeit auf längere Zeit umstürzte. An die Herausgeber schlossen sich andere tüchtige Männer, die, wie die Gebrüder Grimm, später das Größte für die Geschichte der deutschen Sprache und Alterthümer leisteten. Als diese dort den Grund zu ihrem ächt deutschen Wirken legten, traf es sich, wie wenn die verschiedensten Gegensätze daselbst einander begegnen sollten, daß eine treffliche französische Fürstin vom Neffen und Nachfolger des Landesheeren heimgeführt ward, aus dem Hause des Weltstürmers, der damals allem Deutschen den Untergang drohte, die einzige überhaupt, die einen deutschen Thron bestieg.

Aus jenen wenigen Andeutungen wird das rege geistige Leben ersichtlich, welches in Heidelberg nach kurzer Zeit sich entfaltete, und in einer Wechselwirkung zu der unvergleichlichen Lage der Stadt zu stehen schien. Sie zieht sich, wie bekannt, um den Fuß eines üppigen Waldgebirges längs dem Ströme hin, wo dieser aus dem engen Felsthale heraustritt in die strotzende Ebene, in der Ferne vom Rhein gleich einem Silberstreifen besäumt,

hinter dem die blauen Höhen der Vogesen aufsteigen. Hier durchkreuzen sich mehrere Hauptstraßen, man darf sagen, von Europa, auf welchen jeder Tag zahllose Reisende nach allen Richtungen hineilen sieht. Viele aber auch hielt von jeher an dem Orte, zumal seit die Universität neu aufblühte, die reine Luft, die reizende Umgebung, die Fruchtbarkeit der Nachbarschaft, fest. Wer hätte sich alles Dessen mehr freuen können, als das tiefe Gemüth unsers Freundes? Lange Jahre nachher leuchteten ihm noch die Augen vor Entzücken, wenn er von diesem reizenden Aufenthalte sprach. Er wußte dann genau herzuzählen, wie viele und welche Gewächse dort noch in der Schneezeit bis zum Frühlingsanfang hervorzusprossen, oder wohl gar aufzublühen pflegten.

Seine Neigung hatte sich nämlich jetzt entschieden den Naturwissenschaften zugewendet. Es war ein Bedürfniß seiner gründlichen Natur, sich auf einem begränzten Gebiete anzusiedeln, da heimisch zu werden, und sich alles dessen, was es böte, zu bemächtigen. Dieß geschah nun mit der Botanik und der Forstkunde. Doch fühlte Löwis sich durch die viele Arbeit, die ihm jene Studien auferlegten, nicht an seiner Liebhaberei gehindert, Ausflüge nach andern Feldern des 'Wissens und der Kunst zu machen. In Jena hatte er schon Vorlesungen über

das Recht gehört, und Theorie der Musik getrieben. Hier setzte er letztere voll Emsigkeit fort, wandte besondern Fleiß auf das Lateinlesen, das er früher vernachlässigt und trieb mit vieler Liebe Mathematik und Geschichte.

Allem diesem genügen zu können, saß er oft wochenlang an seinen Studiertisch und seine Bücher wie angefettet; und ein ihm sehr lieber Freund, welcher zwei Sommer hintereinander jedesmal sechs Wochen bei ihm zubrachte, erzählt noch jetzt, wie er den Arbeitsamen nur selten zu einem Spaziergange habe bewegen können. Ihn stärkten dann wieder forstbotanische und Jagdstreifereien, die er mit seinen Freunden nach dem benachbarten Odenwald oder dem entfernteren Schwarzwald unternahm. Noch im Alter schwärmte er in Gedanken und Sehnsucht nach den prachtvollen Eichen- und Buchenparthien, die er dort getroffen habe.

Indem Löwis nun immer eifriger sich dem Studium der Forstbotanik ergab, entstand das Bedürfniß, Pflanzen und Blüthen, wie sie die Natur nur flüchtig bietet, auf dem Papier festzuhalten, sie zu zeichnen und in Farben auszuführen. Obgleich ihm dazu nur unbedeutende Anleitung zu Theil ward, beweisen die noch vorhandenen Sammlungen, wie gut sein Streben gelang. Er hatte zu diesem

Behuf die Bekanntschaft eines Malers gemacht, an dessen Arbeiten ihm freilich die Art, wie er gelegentlich Stoff zum Zeichnen sammelte, besser gefiel, als die Zeichnungen selbst. Besonders freute es Löwis, daß der Mann im Revolutionskriege bei einem Gefecht, welches sich an der Neckarbrücke entsponnen, aus Neugierde in die nächste Straße lief, sich an die Häuser drückend, die von der Brücke herpfeifenden Kugeln nach Möglichkeit mied, und so den ganzen Vorgang mit ansah. Ein Blatt, das derselbe danach zeichnete, und flüchtig in Kupfer stach, machte hant illuminirt, ein einträgliches Geschäft. Von ihm erhielt unser Freund wenigstens manchen guten Fingerzeig.

Dem Maler halfen damals beim Illuminiren der Blätter zwei kleine Jungen, seine Söhne. Als später der Name Rottmanns, des vortrefflichen Landschafters, berühmt wurde, erinnerte sich Löwis mit Vergnügen, daß dieß einer der Knaben war.

In der Musik, zumal dem Violinspielen, hatte er es sehr weit gebracht, und zeichnete sich vorzüglich in Doppelgriffen aus. Deshalb ward sogleich nach einem geschickten Lehrer gesucht, bei dem er sich noch vervollkommen konnte. Obschon dieser sehr fertig spielte, gefiel der Mann sich doch allzusehr in Schnörkeleien, als daß Löwis nicht bald

hätte merken sollen, wie seine eigene Schule in Gründlichkeit und Geschmack die des Lehrers übertraf. Indes, seine Gutmüthigkeit ließ nicht zu, ihn abzuschaffen.

Um sich also einigermaßen zu rächen, componirte Löwis eine sehr schwierige Gossaise, und spielte sie bis zur Meisterschaft ein. Der Lehrer wußte nichts davon, und als er eines Tages wieder bei ihm war, empfing er einen Brief von der Post, und that erfreut über das angebliche Postzeichen „Mietau“. Er öffnete, und zog verwundert die Gossaise heraus. Ein genialer Freund sollte sie geschickt haben. So gleich ergriff sein Lehrer die Violine, um sie zu spielen, aber die Doppelgriffe waren so gehäuft und schwierig, daß er die quikendsten Töne zu Tage förderte. Löwis hielt sich die Seiten vor Lachen. Mergelich rief der Spieler, das Instrument bei Seite legend: „Na! versuchen Sie's, solch verteuertes Zeug vom Blatt zu spielen!“ Löwis ließ sich dieß nicht zum zweiten Mal sagen, stimmte seine Violine, sah die Gossaise durch, probirte noch einmal und begann. Der Lehrer folgte dem beweglichen Bogen mit großen Augen; und als der Spielende die schwierigsten Stellen mit Leichtigkeit und Ziermuth ausführte, ergriff er entsetzt Instrument und Hut und schlich still aus dem Zimmer.

Wie Löwis für Alles Zeit fand, so auch für belebten Umgang mit Freunden, deren Zahl sich in Kurzem sehr vermehrte. Er lernte in Heidelberg einen jungen Frankfurter kennen, Baron Günderoode, zu dem er bald in nähere Beziehungen trat. Beide gewannen einander lieb und wohnten einige Zeit zusammen. Damals ward ihm, obwohl nur flüchtig, die Bekanntschaft von seines Freundes Schwester zu Theil, die durch Dichtungen bekannt, nicht lange nachher durch ihr tragisches Ende eine unglückliche Berühmtheit erwarb. Baron Günderoode war später regierender Bürgermeister in Frankfurt, und hat beständig sein herzliches Verhältniß zu dem alten Freunde bewahrt. Noch im letzten Jahre schickte er diesem zum Andenken ein liebliches Bild, eine Felsengruppe mit üppigem Baumschlag, welches unserm Löwis so große Freude machte, daß er es jedem zeigte, der ihn besuchte.

Aus Frankfurt stammte auch ein jüdischer Student, mit dem Löwis und seine Freunde dann und wann im Wirthshause eine Parthie Billard, oder daheim irgend ein anderes Spiel machten. Baruch, so hieß der junge Mann, entwickelte im Spiel eine große Leidenschaftlichkeit, gegen welche seine sonstige Ruhe und Harmlosigkeit im strengsten Gegensatz stand. Darüber kam es nicht selten zu den

köstlichsten Aufstritten, an die Löwis später nie ohne Lachen dachte. Es waren seitdem lange Jahre vergangen, als ihm Börne's Schriften in die Hände fielen, von denen ihn einzelne durch ihr Salz und ihre Ausgelassenheit sehr anzogen. Wie staunte er aber, als er hörte, daß dieser Börne sein alter Baruch wäre! Er konnte nicht begreifen, woher jener gutmüthige Mensch all die giftige Lauge geschöpft habe, in die er seine spitze Feder tauchte.

Unter den vielen Landsleuten, die sich in Heidelberg an Löwis angeschlossen, thaten sich nachher mehrere hervor. Hier wollen wir nur Einen herausheben, weil dieser damals, und vielleicht niemals sich irgend wem so innig befreundete als unserm Löwis. Jochemann, den wir hier meinen, war sehr jung auf die Universität gekommen, und mochte zu einem älteren Freunde, der ihm mit Rath und That beistehen konnte, sich um so lieber halten, als es in ihm kochte und siedete. Er gehörte zu den anziehendsten Erscheinungen, die jene bewegte Zeit aufzuweisen hat. Von Natur höchst begabt, bildete er frühzeitig seinen eigenthümlichen Charakter aus. Er war ein wunderbares Gemisch von scharfem Verstand und phantastischem Wesen, von kühner Thatkraft und ängstlichem Lauern, von praktischem Talent und stiller Beobachtung. Schon in

früher Jugend, da er noch in die Schule ging, hatte das bewegte Gemüth des merkwürdigen Menschen über Entwürfe gebrütet, deren Ausführung er zum Theil noch erlebte, doch ohne dabei mitgewirkt zu haben. So nahm er einst einen Freund geheimnißvoll aus der Stadt, um ihm in der Stille des Waldes seine Pläne zur Befreiung Griechenlands auseinanderzusetzen, von deren Ausführbarkeit er sich dermaßen überzeugt erwies, daß bald auch der andere daran glaubte.

Nun er in Deutschland die Siegeszüge der Franzosen erlebte, und sie rasch gegen Norden vordringen sah, erwachte in ihm ein alter Lieblingswunsch. Er wollte für Polens Befreiung wirken. Dazu meinte er am ersten Gelegenheit zu finden, wenn er Napoleons Adlern folgte. Sein Entschluß fand beim älteren Freunde, dem er ihn allein vertraute, keine Billigung; doch blieb er fest. So speisten beide eines Abends denn noch mit den Freunden, und schlichen dann davon. Löwis gab ihm in dunkler Nacht das Geleite. Bald erhielt er einen Brief, der ihm Jochmanns glücklichen Eintritt in ein französisches Regiment meldete. Später schrieb derselbe noch mehreremale, zuletzt aus Danzig, wo er zum Lieutenant befördert in einer Schaar diente, die ihn anwiderte. Es war dieß das berüchtigte

Regiment des Fürsten von Isenburg. Ueberdruß darüber und nähere Bekanntschaft mit den Freiheitshelden der großen Armee, von deren Führer er für Polen nichts weiter hoffte, bewogen ihn bald, die Franzosen zu verlassen. Später hielt er die Sache so geheim, daß er selbst dem trefflichen Zschokke, den er doch ungemein schätzte, nichts davon mitgetheilt zu haben scheint. Er mochte wohl gute Gründe haben, da er nach Riga ging, wo ihn Löwis bald nachher traf.

Hier erwarb sich Zochmann durch dieselbe Ueberlegenheit eines reichen Geistes und Tüchtigkeit des Charakters, wie sie aus seinen bekannt gewordenen Schriften hervorleuchten, unbedingtes Vertrauen und ein unabhängiges Vermögen. Als die Franzosen ihren verhängnißvollen Feldzug nach Rußland antraten, fand er es für gut, nach England zu gehen, dessen Sprache, Verfassung und Geschichte er an Ort und Stelle mit größtem Fleiß studirte. Man kennt seine weitem Schicksale.

Zog Löwis vielfach Genuß und Belehrung aus seinem Umgange, so brachte ihm dieser auch gar manche Widerwärtigkeit. Dazu gehören die Händel, in die er nicht selten verwickelt wurde. Er selbst vermied dergleichen nach Möglichkeit; doch mußte er bald vermitteln, bald den Secundanten

abgeben, bald sich für andere schlagen. Uns ist nur ein Fall zu Gehör gekommen, in dem er seine eigene Sache verfocht. Dieser ist sehr bezeichnend, und werde daher hier angeführt.

Er hörte Vorlesungen, zu denen ein Dalberg sich jedesmal sein zierliches Mahagonipult ins Auditorium nachtragen ließ. Einstmals kam das Pult lange vor dem Herrn. Die lustigen Musensöhne, denen der Aufzug oft zum Gespötte gedient, benutzten die Zeit, ihre Bemerkungen auf dem Pulte mit Dinte, oder wohl gar mit dem Messer anzubringen. Als die stattliche Figur eintrat, und in gewohnter Grandezza sich niederließ, plötzlich aber, nachdem sie die Schmach bemerkt, zurückfuhr, brach die ganze Versammlung in lautes Lachen aus. Gelassen drehte sich Dalberg um und sagte: dieß sei das Werk dummer Jungen. Als das Gelächter nicht aufhörte, wandte er sich an die zunächst Sitzenden, so auch an Löwis, mit der Frage: ob sie die Thäter wären?

Eine Menge Ausforderungen, wie man sich denken kann, folgten jetzt; die von Löwis jedoch erregte solches Bedenken, daß Dalberg seinen Sekundanten Kuß an ihn zur Vermittelung absandte, sein Gesicht zu verschonen, weil es unanständig sei, bei Hof mit zerfetztem Gesicht zu erscheinen. Löwis

versprach; aber Ruß, welcher ein trefflicher Fechter war, schützte seinen Mann so sorgsam, und fing so viele Hiebe des Gegners auf, daß dieser endlich entschieden erklärte, wenn jener so fortführe, würde er ohne weiteres zuschlagen. Ruß ließ nicht ab, und als nun Löwis in Hitze gerieth, saßen nach einer Finte gleich mehrere Hiebe, davon einer in Dalbergs Gesicht. Da warf Löwis den Hieber ärgerlich weg, indem er laut erklärte, er gäbe lieber zehn Ducaten, als daß er in der Hitze sich zu diesem Streich habe hinreißen lassen.

Uebrigens bewahrte ihn der Ruf seiner großen Gewandheit mit dem Hieber, dem Degen und dem Pistol nicht selten vor Unannehmlichkeiten, in die ihn, bei aller Bescheidenheit, sein gerades und entschiedenes Wesen leicht bringen konnte. Dieß zeigte sich besonders bei Einer Gelegenheit. Es waren die traurigen Zeiten, da die ungebetenen Gäste von jenseits des Rheins in ungeheuern Massen herüberdrangen, und allmählig ganz Deutschland überschwemnten. Auch Heidelberg sah ihrer viele. Einstmals saß nun Löwis nebst mehreren Freunden an der Wirthstafel, an welcher auch junge französische Offiziere speisten, die in ihrem damaligen Uebermuthe über die österreichisch-russischen Niederlagen Hohn und Schimpf ausgossen. Löwis schroll

das Herz, und als sie nicht abließen, fuhr er dazwischen mit scharfen Worten: „Er rühme sich russischer Unterthan und ein Deutscher zu sein, würde sich aber dessen schämen, wenn er noch ein einziges schönödes Wort über eins der beiden Völker dulde. Jedes Volk habe seine Größe und Schwäche, seine guten und schlimmen Tage, und es sei die Frage, wer hier bei einer genauern Vergleichung gewinnen würde, die Sieger, oder die Besiegten.“ Erstaunt, daß ihnen Jemand dießseits des Rheins dergleichen bieten dürfe, sahen die Offiziere einander und den Zürnenden an. Aber die hohe Gestalt, der entschiedene Ton, das würdige Benehmen, brachten sie um so schneller zur Besinnung, als ihre Tischnachbarn sie bald näher über ihren gefährlichen Gegner unterrichteten.

Solch ritterliches Wesen mußte ihm beim weiblichen Geschlecht vielfach Zuneigung erwecken, und es ist zu vermuthen, daß ein zartes Gemüth, wie das seine, diese nicht unerwidert ließ. Wir haben davon noch nach dreißig Jahren an Ort und Stelle gehört. Es wäre anziehend, wenn wir ihm in die Irrgänge der Liebe folgen könnten, deren er gar anmuthige durchwandelt haben mag. Aber uns ist nur Ein Verhältniß bekannt geworden, zu einer wunderschönen Wirthstochter, die ihn nach und

nach gänzlich fesselte. Er verschwand auf längere Zeit ganz aus dem Kreise seiner Freunde. Wie sich dieß löste, oder überhaupt verlief, haben wir nicht erfahren.

Unterdeß hatte Schellings Lehre im südlichen Deutschland festen Boden gewonnen, und besonders in Heidelberg viele Anhänger gefunden, die unsern Freund immer von neuem auf einen Gegenstand hinwiesen, von dem er schon in Jena erfüllt war. In ihm fanden seine tieferen naturwissenschaftlichen Studien mehr und mehr einen Mittelpunkt, von dem aus er sich selbst manche Räthsel aufgab, und andere zu lösen suchte. Die Gedanken daran beschäftigten ihn Tag und Nacht. Dhnedem herrschte damals in Heidelberg eine große litterarische Regsamkeit, die auch auf ihn belebend wirkte. So kam seine erste Schrift, die öffentlich erschien, zu Stande.

Sie führte den Titel: „Vom Leben der Erde“, und erregte, obgleich ihr Erscheinen in das Gelärm des Krieges fiel, auch in weitern Kreisen Aufmerksamkeit. Es ist die Welterschöpfung, die hier an der Entstehung der Erde, als eines Theiles des Weltganzen, zur Anschauung gebracht werden soll. Dabei geht der Verfasser mit einem Scharfsinn, einer lebhaften Phantasie, und solch trefflichen

Kenntnissen in allen Theilen der Naturkunde zu Werk, daß er volle Anerkennung, selbst in den Beurtheilungen fand, die bald nach Herausgabe der Schrift alle, soweit sie uns vorliegen, gegen sein Grundprinzip auftreten. Uns erfreut nach mehr als anderthalb Menschenaltern noch die Frische des Gemüths, die das Ganze durchdringt, ja die Gluth, welche die Darstellung oft bis zum Dithyrambenartigen steigert, ohne daß irgendwo etwas Blumenreiches, oder ein Gefallen an Phrasen stört.

Die Beurtheilung, welche gleich der erste Jahrgang der Heidelberger Jahrbücher der Litteratur brachte, nennt den Verfasser E. M. Meiners, da er selbst doch sich mit der Chiffre E. M. bezeichnet hatte. Dahinter steckt offenbar eine Schalkheit des Verfassers, wie er sie auch später mit Anonymität sich gern erlaubte. Er wollte unerkannt bleiben, und bewirkte wahrscheinlich durch die zweite, oder dritte Hand, daß der Beurtheiler sich irre führen ließ.

Zogen ihn jene Bestrebungen und Arbeiten ins Allgemeine, ja man kann sagen, ins Unermeßliche hinaus, so kehrte er immer wieder auf sein Hauptstudium zurück. Dieß trieb er mit solchem Ernst, daß er es nicht verschmähte, als Zögling in das Forstinstitut zu Schwetzingen einzutreten. Was

auf der Universität sein Fach Betreffendes zu hören war, hatte er gehört, und fand jetzt gute Gelegenheit, es praktisch anzuwenden, und weiter auszubilden. Auch wurde fortwährend viel nach Bäumen und Pflanzen gezeichnet und gemalt, und da Zeyher, der bekannte Hofgärtner daselbst, sich durch Kenntnisse und Thätigkeit hervorthat, gewann Löwis an ihm einen ungemein belehrenden Umgang, dessen er auch immer mit wahrer Dankbarkeit gedachte.

Ihn mochten zum Eifer in seinem Fach noch besonders die reizenden Aussichten anspornen, die sich ihm für die Zukunft, allmählig eröffneten. Mehrjähriger Aufenthalt hatte ihn in den schönen Gegenden eingebürgert; das Volk war ihm lieb geworden, seine Gesundheit befestigt, wie nie zuvor, und er fand die Ursache davon in dem mildern Klima und in den leichten Speisen, welche die dortige Landesart ihm bot. Seine umfassenden Kenntnisse hatten ihm die Achtung der Männer vom Fach, sein edles Wesen, die Liebe Aller erworben, zu denen er in Beziehungen kam, wie besonders auch die Freundschaft des Forstmeisters von Draiß, dessen Sohn den nach ihm benannten Laufwagen erfand. Man zeigte den Wunsch, unsern Freund im Lande festzuhalten, und dieser ging voll Freude

darauf ein. So ward er als Forstjunker angestellt, und betrat nun eine Laufbahn, welche, weiter verfolgt, ihn leicht an die Spitze der deutschen gelehrten Forstmänner führen konnte.

Gerade damals reiste aber ein Graf Plater in Deutschland, wohin er vom Kaiser geschickt worden war, um seine forstwissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, und Einrichtungen kennen zu lernen, deren Verpflanzung nach Rußland wünschenswerth schien. Der Reisende kam auch in die Neckargegenden, und machte die Bekanntschaft von Löwis, den er in Kurzem sehr lieb gewann. Plater suchte ihn durch die glänzendsten Versprechungen zur Rückkehr zu bewegen, indem er ihm auseinander setzte, wie man in Rußland eben damit umgehe, die Verwaltungsverhältnisse des Innern durchaus zu ändern und sie auf breitem Grundlagern als bisher auszubilden, und man also drauf rechnen könnte, schnell einen umfassenden Wirkungskreis für seine Kenntnisse und Erfahrungen zu finden. Alle Aussichten wurden mit so reizenden Farben, und die Ansprüche, welche das Vaterland an ihn machen dürfte, so nachdrücklich hervorgehoben, daß unser Freund sein persönliches Gefallen einem höhern Beruf aufopfern zu müssen glaubte. Er entschloß sich zur Heimkehr, und verließ schweren Herzens

im Herbst des Jahres 1808 die Gegenden, die ihm während seines längeren Aufenthaltes zur andern Heimath geworden waren.

Mit welcher Freude ihn die Seinigen nach siebenjähriger Trennung empfingen, bedarf wohl keiner Schilderung. Er traf seine einzige Schwester nahe bei Panten, dem Einen Familiengute, auf Sehlen, wo sie seit Jahresfrist in glücklicher Ehe mit dem Bruder des Freundes lebte, der ihn nach Deutschland begleitet hatte. Wie innig und schön Löwis die Beziehungen zu seinem Schwager, Herrn von Engelhardt, sogleich auffaßte, ergiebt sich aus einem Briefe, in welchem er sich anderthalb Decennien später voll Begeisterung über Alles aussprach, was er ihm verdanke. Er bekennt, daß ihm sein Schwager seit früher Jugend immer als Muster vorge-
schwebt, dem er, um tüchtig zu werden, nachzueifern zu müssen geglaubt habe, und beklagt, daß ihm nicht eine gleich gründliche Bildung, als jenem, zu Theil geworden sei.

Brüder und sonstige Verwandte wurden nun besucht, und es kam zu manchen Festlichkeiten, bei deren einer er eine Bemerkung machte, die für ihn bezeichnend ist. Es war der erste Ball, auf dem er in der Heimath wieder tanzen sollte. Als er sich dazu anzog, paßten die Kleider nicht mehr,

in denen er sich ein paar Monate früher in Heidelberg noch bequem bewegt hatte. Er war weit stärker geworden, und schob die Schuld davon auf die derbere Kost des Nordens, indem er nachher oft erklärte, er habe sich körperlich nie mehr so leicht gefühlt, als bei der leichten Nahrung am Rhein.

Nach einiger Zeit mußte er die Reise nach St. Petersburg antreten, wohin ihn Graf Plater beschied. Damals herrschte dort ein großer Eifer, die Wunden, welche die letzten Feldzüge und die unselige Wendung der politischen Beziehungen, dem Reich geschlagen, auf alle Art zu heilen. Es galt, den Staat aus der unglücklichsten finanziellen Lage herauszuziehen, und alle Hülfquellen zu eröffnen, die sich irgend darbieten mochten. Zu diesem Behuf widmete der edle Fürst, der an der Spitze stand, seine rege Sorgfalt vor allem den Verhältnissen des Innern. Da hätte man denken sollen, würde sich das Bedürfniß geregt haben, nach einer umsichtigen Pflege der Forsten, die nirgend so verschleudert wurden, als in Rußland, und doch keinem Lande so nothwendig waren, als ihm, das beinahe nur aus Holz baute, nur mit Holz heizte, und mit dem größten Theile der Barken, die der westlichen Hauptstadt Lebensbedarf und Waaren zuführten, alljährlich ganze Wälder vernichtete.

Gleichwohl fand Löwis für einen erwünschten Wirkungskreis keineswegs lachende Aussichten. Der Graf war ziemlich bei Seite geschoben, sei es, daß sich die Verhältnisse und Ansichten geändert, oder daß derselbe für den Dienst, zu dem man ihn bestimmt, nicht mehr geeignet erschien. Man bedeutete Löwis, höheren Posten im Forstwesen könnten, nach den Gesetzen, nur Männer vorstehen, die mindestens den Rang von Stabsoffizieren hätten; er selbst aber müßte, wenn er eine Anstellung haben wolle, sich zum Examen in jenem Fach verstehen.

War ihm nun diese Aufnahme überhaupt unerwartet, so staunte er über diese Forderung um so mehr, als er an Ort und Stelle auch Niemand kannte, von dem er im Forstwesen etwas hätte lernen mögen. Indes, der Examinator fand sich, und dem Aspiranten wurde wohlmeinend hinterbracht, der Mann sei nicht so schlimm als er aussehe; er gebe für geringes Entgelt vortreffliche Zeugnisse. Ueber dergleichen Zumuthungen empört, forderte Löwis strenge Prüfung, und fiel vollständig durch.

Höchst anmuthig lautete die Schilderung, die der Verstorbene vom Verlauf jenes Examens gab. Der gestrenge Examinator empfing ihn unhöflich und brummend, und legte ihm zuerst die Frage vor,

ob er wisse, was ein Tannzapfen sei? Examinand beschrieb denselben nach allen seinen Merkmalen; aber der knurrende Mann schob ihm ein verbes Zimmermannsbleistift von Daumstärke nebst einem groben Bogen Papier hin, mit dem Befehl, die Zeichnung eines Tannzapfens zu entwerfen. Daß unser geschickter Zeichner und Kenner der Forstbotanik, trotz dem gräulichen Material außs beste die Aufgabe gelöst haben möge, läßt sich erwarten. Gleichwohl erklärte sich sein Gegner eben so unzufrieden mit der gelieferten Zeichnung, als mit allem Uebrigen.

Mergerlich klagte Löwis dem Grafen Plater seine Noth, und dieser forderte eine Wiederholung des Examins in seiner Anwesenheit. Es begann mit Vorzeigung eines Meßtisches und der Frage, ob Aspirant denselben zu gebrauchen wisse. Jetzt wendete sich das Blatt. Löwis erklärte das Instrument außs vollständigste, und wies nach, daß vorliegendes Exemplar sehr schlecht construirt sei, was der andere nicht wollte gelten lassen. Darüber entspann sich ein heftiger Streit, in welchem der Examinator die größten Blößen gab, die Löwis, zu Platers besonderer Belustigung so gut benutzte, daß der Gegner endlich ganz außs Trockne gerieth, und froh war, als beider Zuhörer befahl, er solle

das Protokoll vollziehen. Aber Löwis hatte genug, er verließ in Kurzem die Hauptstadt, um sie nie anders wiederzusehen, als nur im Fluge. Später, da er längst an kein Amt mehr dachte, erhielt er einst mit der Post das belobende Zeugniß, nebst dem Versprechen einer Anstellung im Krondienste.

So zog er nun wieder heim, und ließ sich bei seinem Bruder in Nurmis nieder. Hier war er unausgesetzt beschäftigt, die Vegetation in den Wäldern zu beobachten. Diese Beobachtungen steigerten das Bedürfniß, von dem Standpunkt aus, den er im Auslande errungen, sich in der nächsten Umgebung eine Wirksamkeit zu schaffen. Mitten aus einem Kreise von Männern herausgerissen, deren besondere Theilnahme sich den forstwissenschaftlichen Bestrebungen anschloß, die damals schon seit einiger Zeit durch Deutschland gingen, sah er sich plötzlich wieder in Wälder versetzt, die keine Spur forstwissenschaftlicher Behandlung an sich trugen. Wie sollte es auch hier dazu kommen, wo Vorrath und Verbrauch des Holzes scheinbar im besten Verhältnisse stand? Holz-mangel kannte man noch nicht; auch wußte man weder im Allgemeinen, wie groß die Wälder seien, noch dachte man an die Möglichkeit, daß bei der sich stets gleich bleibenden Fläche des Waldes, das Holz darauf abnehmen könnte.

Oder wer daran dachte, gab höchstens Andeutungen, die auf Holzersparniß zielten.

Löwis erkannte allein, wie es um die Wälder stände, welche Bedeutung sie für das Wohl der gesammten Bevölkerung hätten und welche Beachtung sie forderten, wenn sie in Zukunft dem jedesmaligen Bedürfniß entsprechen sollten. Alle seine Bemühungen gingen darauf aus, seine unter andern Verhältnissen gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen mit den hiesigen Erscheinungen zu vergleichen, die Ergebnisse fort und fort zu prüfen, und sie in einem größern Werk zusammenzustellen, das seinen Landsleuten als Anleitung zu einer verständigen Bewirthschaffung der Wälder dienen könnte.

Ehe er noch damit zum Ziele kam, eröffnete sich ihm die Aussicht auf einen Wirkungskreis, der zwar von mäßigem Umfange, zunächst jedoch seiner Thätigkeit einen würdigen Spielraum versprach. Friebe, Secretair der ökonomischen Societät war im Sommer 1811 gestorben, und Löwis ward von Freunden aufgefordert, sich zu der erledigten Stelle zu melden. Diese mochte ihm um so mehr zusagen, als der eben Verstorbene, so wie besonders dessen berühmter Vorgänger, der Physiker Barrot, ihr eine größere Bedeutung gegeben hatten. Aber Mitbewerber waren nicht wenige, und auf Seiten eines

von diesen stand der damalige Präsident, Landrath von Liphart, ein kenntnißreicher und geistvoller Mann, welcher indeß, als ihm zu Ohren kam, daß Löwis Verfasser obenerwähnter Schrift „das Leben der Erde“ sei, sich sogleich für ihn erklärte. Letzterer wurde im Laufe des Winters durch überwiegende Stimmenmehrheit gewählt, und trat damit in eine Stellung ein, die er bis zum Tode mit Ehren behaupten sollte.

Daß Löwis aus dieser bescheidenen Stellung nie heraustrat, vielmehr immer größern Fleiß darauf verwandte, in ihr zu nützen und zu schaffen, liefert einen schönen Beweis für den genügsamen und tiefen Sinn eines Mannes, der ganz andere Ansprüche ans Leben machen durfte. Zugleich aber werden wir zur Theilnahme für eine Gesellschaft angeregt, welche drei Decennien einen so rührigen und kräftigen Geist, als den unsers Freundes, an sich fesseln konnte, und ihn würdig beschäftigte. Offenbar liegt der Grund davon allein in der freien Weise, wie dieselbe gestiftet worden, und wie sie sich erhielt.

Es waren zu Anfange der Neunziger des vergangenen Jahrhunderts mehrere holländische Edelleute übereingekommen, auf bestimmte jährliche Beiträge eine Gesellschaft zu gründen, der es obliegen sollte, gemeinnützige Kenntnisse im Lande zu verbreiten,

und in Anwendung zu bringen. Veranlassung gab das eigene Bedürfniß und zum Vorbild diente eine Anzahl ähnlicher Gesellschaften, unter denen die Londoner hervorragte, welche im Jahr 1753 aus kleinen Anfängen hervorgegangen, bald durch überraschende Resultate die Augen von ganz Europa auf sich zog. Katharinens Scharfblicke entging dieß nicht; und wie die große Herrscherin von allen Seiten her nützliche Einrichtungen in ihrem Reiche einzubürgern suchte, war sie auch sogleich bei der Hand mit Unterstützung und Geschenken zur Errichtung der freien ökonomischen Societät in St. Petersburg. Die Großen blieben nicht zurück; aber ein Grundfehler bei Bestimmung der Aufnahme hatte, der Erzählung eines selbst dabei thätig gewesen, ausgezeichneten Mannes gemäß, die schlimmsten Folgen. Nachdem jene Gesellschaft während der ersten Jahre in den prächtigen Ballästen „zweier wohlthätigen Großen“ wöchentlich ihre Zusammenkünfte gehalten, war sie bald verlegen um ein Zimmer, wo sich die wenigen Mitglieder, die nicht den Muth verloren, versammeln konnten. Neue Fürsorge derselben Kaiserin, stellte die Gesellschaft später wieder einigermaßen her. Doch erst in neuerer Zeit gewann sie eine umfassendere Wirksamkeit.

In Livland ging man nicht mit solchem Feuer-eifer zu Werke, aber desto sicherer. Riga war es vor allen, wo die Sache Anklang fand. Die dortige Kaufmannschaft that sich von jeher, zumal unter jener Kaiserin, durch Sinn für Wohlthätigkeit und gemeinnützige Unternehmungen hervor. Auch jetzt war es ein reicher Kaufmann, der dieser Gesellschaft die eigentliche Grundlage gab. Er schenkte ihr die Summe von 40,000 Albertus-Rthlr. im Sommer 1792 und vermachte ihr dieß Capital auf den Fall, daß ihre Errichtung sich bis nach seinem Tode verzögerte. Dabei hatte er seine Vorkehrungen ganz in der Stille getroffen, nur drei Männer wußten darum, die denn im Herbst desselben Jahres mit neun andern in Riga förmlich zusammentraten und den dreizehnten Sitz einem der größten damaligen Staatsmänner und zugleich praktischen Landwirth, dem Geheimerath von Siebers, während seiner Botschaft in Polen aufhoben.

Als bald nachher der Landtag eröffnet wurde, brachte Kreismarschall von Taube die Angelegenheit in Anregung, und bat, als sie am 8. December zum Vortrag kam, ausdrücklich, daß man dem großmüthigen Geber nicht nachforschen sollte. Hierauf sprach der enge Ausschuß in Verbindung mit den Kreismarschällen den Dank an denselben aus,

und schlug vor, daß der Gouvernementsmarschall die Bestätigung vom Thron erbitten sollte. Fürst Nepnin, damals Generalgouverneur, übernahm es bei seiner Anwesenheit in der Hauptstadt, die Bitte zu unterstützen. Dieß geschah, und der Gouvernementsmarschall, Obrist von Sivers, ließ demzufolge am 19. Januar 1794 die Allerhöchste Erwidernng verschreiben. Dieselbe bezeichnet zu schön den großen Sinn, in welchem die merkwürdige Frau zu herrschen verstand, als daß wir ihre Worte nicht anführen sollten. „Die Errichtung nämlich von dergleichen Gesellschaften bedürfte keiner besondern Bestätigung, da solche, kraft der, jedem Stande ertheilten Gerechtsame, erlaubt wären.“ Man betrachtete, und wohl mit Recht, diese Worte als die schönste Bestätigung.

Nachdem nun der Geber gestorben war, erklärte Herr von Sivers am 15. December 1795, daß keine Ursache mehr vorliege, dessen Namen zu verschweigen, es sei Peter Heinrich Blankenhagen, der vor Kurzem verstorbene Rigische Handelsherr, dessen Fleiß und Unternehmungsgeist der Himmel reichlich gesegnet. Zugleich wurde mitgetheilt, seine Wittve sei erbötig, „sobald sich die Societät organisire, die von ihrem verstorbenen Ehemann zu deren Fundation bestimmte Summe zu complettiren.“

Es wurden alsbald die nöthigen Schritte zur Organisirung gethan, und so trat im Laufe des nächsten Jahres die Societät ins Leben.

Demnach bestand sie schon anderthalb Decennien, als Löwis die Geschäfte des Secretairs übernahm. Dieß fällt gerade in die Zeit, wo die Welt an allen Enden aufgerüttelt, beinahe nirgend Frieden bot; und so, dürfen wir sagen, lief unser Freund, indem es eben ringsumher stürmte, ruhig in einen Hafen des Lebens ein. Aber die Ruhe sollte nicht lange dauern. Schon kündete sich von Westen her das Unwetter an, das alsbald seine Verheerungen bis über die Grenzen dieser Provinz ausbreitete. Der verhängnißvolle Krieg zwischen Rußland und Frankreich brach aus, und indes sich die große Armee gegen Wilna und Smolensk in Bewegung setzte, strebte der linke Flügel sich der Straße nach Riga und Petersburg zu bemächtigen. Darüber kam es zu vielen Gefechten, in denen sich sein Bruder der General hervorthat. Unser Löwis aber verließ mit unzähligen Flüchtlingen Riga, dessen Vorstädte auf Befehl des Kriegsgouverneurs von Essen, der die Festung in Vertheidigungszustand setzen wollte, in Flammen aufgingen.

Mitten in diesen Kriegsläufen begegnete unserm Freund ein liebenswürdiges Wesen, das auf seine

späteren Schicksale vom größten Einfluß sein sollte. Die junge lebhafteste Frau hatte sich von einem vornehmen Russen, dem die Verhältnisse sie wieder ihre Neigung als Gattin zugeführt, eben getrennt, konnte aber die Bande nicht zerreißen, durch welche die fremde Kirche ihr den Gemahl verbunden hielt. Ein eigenes Schicksal, daß der Mann, dessen anziehende Erscheinung vielen weiblichen Herzen tiefe Wunden geschlagen, ohne ihn selbst zu rühren, jetzt sein Herz an eine Frau verlor, in deren Besitz er nicht kommen konnte.

Der Zug jener Flüchtlinge wendete sich von Riga nach Fellin, Dorpat und weiter nach Norden hinauf. In letzterer Stadt finden wir unseren Freund zur Seite des Präsidenten der Societät, in dessen Auftrag er durch ein Umlauffchreiben den übrigen Mitgliedern den Vorschlag macht, dieselbe nach Dorpat zu verlegen. Als Gründe dazu werden angeführt: die Zerstörung der Vorstädte von Riga habe die Stadt selbst mit Bewohnern überfüllt, eine Steigerung des ohnedem hohen Miethzinses stehe zu befürchten; ferner böten die Güter um Dorpat weit größere Bequemlichkeit für die Beobachtungen der Societät als Rigas verheerte Umgegenden. Endlich sei der Hauptgrund die Universität, die durch Bibliothek, Modell- und Mineraliensammlungen schon

viele Hülfsmittel gewähre, wo das neueste Litterarische gleich in Umlauf komme, und das Zusammenwirken mehrerer Gelehrten von verschiedenen Fächern jede wissenschaftliche Untersuchung höchlichst erleichtere. Stimmenmehrheit entschied dafür, und so wurde, was der Societät gehörte, im nächsten Winter sogleich nach Dorpat gebracht.

Die Universität stand damals nicht in der Blüthe, die ihre glänzende Wiederherstellung ein Jahrzehent früher versprochen hatte. Gestiftet von Gustav Adolph, kurz vor dessen Tode, war sie in dem nordischen Kriege, welcher Livland so entsetzlich verheerte, zu Grunde gegangen, doch nicht ohne daß Peter der Große sich bei der Uebernahme des Landes verpflichtet hätte, sie aufs neue zu begründen. Indesß kam es weder unter ihm noch unter seinen Nachfolgern dazu, so oft auch von der Wiederherstellung die Rede sein mochte, bis Kaiser Paul, welcher dem Lande seine Verfassung restituirte, auch die Universität ins Leben zu rufen beschloß. Alexandern aber blieb es vorbehalten, das Wort seines großen Vorfahren zu lösen. Er schenkte der Anstalt zu ihrer Stiftung bedeutende Besitzungen. Sie ließ sich jedoch zu dem Wunsch verleiten, es möge ihr, statt deren, jährlich eine bestimmte Summe bewilligt werden. Der Wunsch fand Gewährung;

und nach einigen Jahren sank die Einnahme, die man in Bankassiguationen festgesetzt, mit diesen um drei Viertel ihres ursprünglichen Betrages. Bei solcher Bedrängniß konnte es nicht fehlen, daß die Anstalt allmählig zu verkommen drohte. Doch zählte sie noch immer tüchtige Männer, unter denen in den Fächern, die unsern Freund anzogen, besonders Parrot hervorragte. Zu ihm, ohnedem seinem Vorgänger im Amt und einigen andern Gliedern der Universität, trat Löwis in freundschaftliche Beziehungen und hörte bei ihnen noch fleißig Vorlesungen. Auch mit der studirenden Jugend unterhielt er einen regen Verkehr.

In Kurzem zeigten sich die Folgen in seiner vermehrten litterarischen Thätigkeit. Zuerst hatte die ökonomische Societät ihre Arbeiten von Zeit zu Zeit in einzelnen Bänden herausgegeben, deren bis 1808 überhaupt fünf erschienen. Diese erregten nur wenig Theilnahme. Da die Landwirthschaft damals hier fast ohne Ausnahme nach ganz alter Art betrieben wurde, lieferte sie der Wissenschaft wenig Stoff zur Bearbeitung; natürlich gab es noch keine inländische ökonomische Litteratur. Obgleich bei einem großen Theil des Adels eine allgemeine Bildung herrschte, schien doch selbst den Gebildeten auch nur Einiges über Landwirthschaft, vorzugs-

weise ihr Geschäft, zu lesen, etwas Entbehrliches. Erst den Mitgliedern jener Gesellschaft ward es zum Bedürfnisse, mit den großen Fortschritten der neuern Landwirthschaft, welche Deutschland besonders dem berühmten Thaer verdankte, bekannt zu werden. Ehe aber das größere Publikum darauf eingehen und Antheil nehmen konnte, mußte man es förmlich vorbereiten, und vor Allem tief eingewurzelte Vorurtheile auszureuten suchen. Zu diesem Behuf unternahm die Societät im Jahre 1808 die Herausgabe einer Zeitschrift, welche durch Auszüge und Abhandlungen, die man den vorzüglichsten Werken des Auslandes entlehnte, hiesige Leser auf die Verbesserungen in der Landwirthschaft anderer Länder aufmerksam machen, und sie unvermerkt von der Unzulänglichkeit des hiesigen Wirthschaftsbetriebes überzeugen sollte. Wo Fricke bei seinem Tode die Sache gelassen, fuhr jetzt Löwis mit großem Eifer fort, indem er der Zeitschrift den Titel: „Neues ökonomisches Repertorium für Livland“ gab.

Es ist nicht zu sagen, welchen Einfluß allmählig die Kenntnisse, die das Repertorium in Umlauf setzte, über das gesammte Land ausübten. Denselben sich zu sichern, vertheilte man an jedes Kirchspiel in Livland ein Exemplar unentgeltlich: dieß geht bei den Gutsbesitzern um, und wird nachher

im Kirchspielsarchive verwahrt. So kam die Zeitschrift in die Hände auch solcher, die ohnedem nie um dergleichen sich bekümmert hätten; viele, die vielleicht eine flüchtige Unterhaltung suchten, fanden in ihr Belehrung, und es erwuchs ihnen daraus eine immer lebhaftere Theilnahme an wissenschaftlicher Behandlung der Landwirthschaft.

Löwis verwandte zugleich jene Zeit zur nochmaligen Durcharbeitung des Werkes, dessen Erscheinen bisher die Wirren des Krieges verhindert und das endlich 1814 herauskam, unter dem Titel: „Anleitung zur Forstwirthschaft für Livland.“ Die Schrift lenkte den Blick der livländischen Waldbesitzer zuerst auf den wirklichen Zustand ihrer Waldungen und führte sie förmlich in diesen ein. Sie machte dieselben aufmerksam, wie nicht alles als holztragende Waldfläche anzusprechen wäre, was aus der Entfernung gesehen, als Wald erschiene. Indem der Verfasser fern zu halten suchte, was nicht rein praktisch und für Livland anwendbar, beachtungswerth, und für die Forstinteressen von Wichtigkeit war, gab er den Waldbesitzern ein Buch in die Hand, unter dessen Anleitung ein jeder seinen Wald pfleglich, und somit nachhaltig, ohne weitere besondere Kenntnisse bewirthschaften konnte. Nur wer solch gründlicher Kunde des Forstwesens

und einer so richtigen Beurtheilung der Localverhältnisse sich erfreute, als unser Freund, konnte so vollständig leisten, was der Titel des Buchs versprach. Wenigstens ist dieß noch jetzt das Urtheil ausgezeichneter Forstmänner auch des Auslandes, indeß die Ostseeprovinzen anerkannten, daß durch Löwis die ersten schweren Schritte geschehen seien zur Anbahnung einer geregelten Forstwirthschaft. Nicht wenige Waldbesitzer gingen auf die Anleitung ein, und genießen bereits die schönsten Früchte.

Unterdessen hatte der Pariser Friede dem Kriegsgelärme ein Ende gemacht, welches ganz Europa seit Jahren nicht zur Besinnung kommen ließ; die Völker betrachteten erstaunt das Werk, das ihnen so unerwartet gelungen. In den allgemeinen Jubel, der im ersten Momente erscholl, stimmte auch Löwis nach seiner Weise. Er erging sich in Gedanken an dem Strom, an dessen lachenden Ufern er seine schönsten Jahre verlebt, und schilderte, sich und andern zur Freude, die Gegend von Heidelberg. Die Schrift, in der er uns dort aufs anmuthigste belehrend umhergeleitet, klingt wie ein heiterer Nachruf an die ihm entschwundene glückliche Zeit, die jetzt, nach der Befreiung jenes reichen Landes vom alten Erzfeinde, anderen sich erneuen sollte.

Es war eine ungeheure Bewegung, die damals

alle Gemüther von einem Ende Europas bis zum andern ergriff. Den Völkern, wie dem Einzelnen, ward es klar, daß ein neues Zeitalter begonnen habe. Keinem wollte das Bisherige mehr genügen; jeder fühlte, man müsse das Leben von einer andern Seite anfassen. Seither war beständig niedergerissen worden; nun erwachte das Bedürfniß, wiederaufzubauen. Auch in den Ostseeprovinzen machte es sich geltend, und es ließ sich hier als ein schönes Zeichen der Zeit ansehen, daß ein edler junger Mann, welcher selbst den ersten Kreisen der menschlichen Gesellschaft angehörte, das beginnende Friedenswerk in einer Schrift begrüßte, die den Titel führte: „Ueber Verbesserung libländischer Bauerwohnungen.“

Der Gegenstand beschäftigte viele schon zu Ende des verfloffenen Jahrhunderts, indem häufiger Brand und Holzmangel dazu aufforderten. Nun gingen nicht minder die Regierung, wie einzelne wohldenkende Männer, darauf aus, dem Bauer eine bessere Lage zu bereiten. Da konnte es nicht fehlen, jene Schrift mußte durch das ganze Land eine große Aufmerksamkeit, freilich in sehr verschiedenem Sinn erregen.

Der Civiloberbefehlshaber der Provinz, Marquis Paulucci, empfahl sie dem zum Landtage versam-

melten Adel zur Erwägung und Berücksichtigung. Ein Adelsbeschluß übertrug die Sache dem Landrathscollegium. Indem letzteres die ökonomische Societät ersuchte, ihm seiner Zeit eine detaillirte Beurtheilung der in jener Schrift gemachten Vorschläge zukommen zu lassen, trat dieselbe plötzlich in einen bedeutenderen Wirkungskreis ein, den sie seitdem nie wieder verließ.

Im August desselben Jahres, eröffnete Marquis Paulucci dem Landrathscollegium die Allerhöchste Willensmeinung: „es sei bei der überaus schlechten und der Gesundheit der Bewohner nachtheiligen Beschaffenheit der Bauerwohnungen in Livland wohl unerläßlich erforderlich, darin eine Aenderung zu treffen. Demgemäß habe der Kaiser ihm den Befehl zu ertheilen geruht; zu solchem Behuf den livländischen Adel aufzufordern, daß er einen Plan darüber entwerfe, welche verbesserte Einrichtung den Bauerwohnungen in Livland zu geben, und wie diese Veranstaltung in der Frist von zwölf Jahren auszuführen wäre.“ Zugleich wurde das Collegium um eine ausführliche Beantwortung vor dem Schluß des Novembers ersucht.

Schon im Juli hatte Löwis, im Auftrage der Societät, eine Ankündigung erlassen, „dieselbe hege den Wunsch, die Untersuchungen über den frag-

lichen Gegenstand möglichst zu vervielfältigen. In der nächsten Generalsitzung, die im Januar des folgenden Jahres stattfände, sollten die Mitglieder Erfahrungen und Ansichten anderer Landwirthe, die er alle hiemit zu Mittheilungen auffordere, nebst ihren eigenen berücksichtigen, um danach ein gründliches Urtheil zu fällen.“

Als aber die Nachricht vom letzten Schreiben des Marquis kam, wurde eine Sitzung der Societät auf Ende Septembers anberaumt. Dem dort gefaßten Beschlusse gemäß, arbeitete unser Freund ein Gutachten aus, welches das gänzlich Unpraktische der Vorschläge jenes Verfassers, und das Unzweckmäßige des wohlgemeinten Regierungsbefehls darstellte. Löwis hatte schon zuvor ohne seinen Namen eine Schrift ausgehen lassen, welche, wie man aus dem Gutachten ersieht, da dieß nur als ein Auszug aus ihr erscheint, offenbar von der gesammten Gesellschaft gleich dem sprechendsten Ausdruck ihrer Ansichten aufgenommen worden war. Die treffliche Abhandlung liefert den Beweis, wie Löwis in alle Eigen thümlichkeiten des Bauers und seiner Wohnung sich eingearbeitet hatte. Das unscheinbare Bauerhaus wird uns in seiner ganzen herkömmlichen Einrichtung als etwas dem Klima, der Beschaffenheit des Landes und den Bedürfnissen seiner Bewohner so durchaus

Angemessenes auseinandergesetzt, daß wir nicht anders als beistimmen können. Nur die Verbesserungen will er dabei anrathen, welche in einzelnen Gegenden von wohlhabenden Bauern angebracht worden sind. „Die Nationalsitte, sagt er, und selbst manche schon in diese unzertrennlich mit übergegangene Unart, ist nicht leicht durch gewaltsame Mittel auszurotten, und man sollte die Rücksicht darauf nie aus den Augen setzen. Uralte Gewohnheiten, wenn sie auch nichts taugen, lassen sich nur allmählig wegschaffen; man bekämpft sie am sichersten durch Geduld und Nachsicht, indem man sich ihnen anfänglich anzuneigen scheint, zugleich jedoch bessere Beispiele zur freiwilligen Nachahmung hinstellt, nur nie gewaltsame Schritte thut, um das Volk nicht zum Unwillen zu reizen und in seiner Widerseßlichkeit desto beharrlicher zu machen.“ Die Folge war, daß im nächsten Jahre der Kaiserliche Befehl theils zurückgenommen ward, theils eine andere Fassung erhielt.

Noch im Sommer 1814 hatte ein Landrath Hartwiz von Kofenhof der Societät, um sie nach glücklich wiederhergestelltem Frieden zu größerer Thätigkeit zu ermuntern, den Vorschlag gemacht, man möge ein Mitglied der Gesellschaft beauftragen, vom Anfange des Frühlings an sechs Monate lang auf

Kosten der Societät im Lande umherzureisen, ökonomische Bemerkungen und Nachrichten zu sammeln, und sie dem Publikum etwa durch das Repertorium mitzutheilen. Besonders müsse man den beständigen Secretair dafür interessiren, dessen Kenntnisse, Übung in diesem Fach, Eifer und rasche Thätigkeit zu dem Glauben berechtigten, er werde ein solches Geschäft, auch wenn es manche Unbequemlichkeiten verursache, gern übernehmen, und zur völligen Zufriedenheit der Societät betreiben. Löwis ging auf den Vorschlag nicht ein, ergriff aber die Gelegenheit, die allzugroße Beschränkung, die er aus Gutmüthigkeit selbst übernommen, wiederum zu lösen.

Bei Verlegung der Societät nach Dorpat, war nämlich der bisherige Archivar um Entlassung eingekommen, weil ihn sein anderes Amt in Riga zurückhalte, und um Pension, weil er ohne seine Schuld die Stelle bei der Societät einbüße. Löwis hatte sich sehr ernstlich für die Bewilligung verwendet und erklärt, mit einem bloßen Schreiber zufrieden zu sein, ja wenn es nöthig wäre, die Arbeiten einstweilen allein besorgen zu wollen. Jetzt machte er aufmerksam, daß er durch die Statuten, welche häufige Sitzungen und Besuche von Freunden vorausgesetzt, die jedoch ausblieben, dem Se-

cretair viermal jährlich nur vierzehntägige Abwesenheit von Dorpat gestatteten, geradezu verhindert werde, Beobachtungen solcher Art im Zusammenhange zu verfolgen, wie er sie in seinen bisherigen Schriften mitgetheilt. Diese wären alle vor Antritt seiner Stelle gemacht worden. Er könne dergleichen Beobachtungen nur bei längerem Verweilen auf dem Lande anstellen; auch würde er gern bei geübten Landwirthen in die Schule gehen, um von ihnen praktisch zu lernen, was er jetzt nur aus Büchern kenne, und worüber er urtheilen solle, ohne es gründlich zu verstehen. Er bitte daher um Anstellung eines Archivars nur auf zwei Jahre, und um die Berechtigung, jedesmal die Stadt verlassen zu dürfen, wenn er es für nöthig halte.

Seitdem sehen wir ihn den Sommer meist auf dem Lande zubringen. Die nächste Frucht davon war eine Schrift, die aber nicht zum Druck gekommen ist. Sie gab der Societät im Sommer des Jahres 1815 „Nachricht über einige auf dem Gute Heimthal etablirte Häusler“, worin ungemein anschaulich geschildert wird, wie der als Landwirth berühmte Kreismarschall von Sivers eine Anzahl Tagelöhner oder Häuslerfamilien angesiedelt, sie unterhalte und benutze.

Beschäftigte unsern Freund in den letzten Zeiten

vielfach der Bauer, dessen Wohnung, Leben, seine gesammten Zustände, so wurde er jetzt auch durch den Gang der Arbeiten auf die beiden Hausthiere hingewiesen, denen er seit der Kindheit seine Theilnahme widmete. Es zeigte sich hier wieder einmal recht augenscheinlich, wie die Spiele und Liebhabereien des Knaben, wenn er sie nur mit Ernst und Ausdauer betrieb, oft dem Mann zu gut kommen.

Kaiser Alexander hatte bei seinen Zügen und Reisen, wozu ihm der Krieg so mannigfaltige Gelegenheiten bot, gar vieles gesehen und gehört, was ihn zu Versuchen reizen mußte, Aehnliches in seinem Lande einzuführen, oder anzuwenden. Der Unterschied zwischen dem Zugvieh in seinen westlichen Grenzprovinzen und dem der Nachbarländer, mußte ihm besonders auffallen. Daher erließ er zu Ende des Jahres 1815 an den Marquis Paulucci einen Befehl, in den ihm anvertrauten Gouvernements die nöthigen Anordnungen zur Verbesserung der Pferde und Viehracen zu treffen, und zwar durch Anwendung guter, aus fremden Gegenden gewählter Zuchtstiere und Zuchthengste. Der Marquis machte dem Landrathscollegium bemerklich, „dieß solle in der Art geschehen, daß solche Zuchtthiere zur Benutzung in gewissen, nach den Localverhältnissen bestimmten Bezirken unterhalten, und

hinfort alle nicht aus solcher Zucht entsprungenen Stiere und Hengste unfähig gemacht würden zu fernerer Zucht; er bäte demgemäß um Vorschläge.“ Das Collegium seinerseits forderte hinwiederum von der ökonomischen Societät einen Entwurf zu den verlangten Vorschlägen, und deren schleunige Ein- sendung. Dagegen erinnerte sogleich Landrath von Riphart, als Vorsteher der Societät: sie werde sich wohl bloß darüber erklären können, in wie weit solche Verbesserung von Vieh und Pferde- zucht in Livland möglich sei.

Das geschah denn auch zu Anfange des nächsten Jahres. Löwis verfaßte ein „Gutachten über die Einführung größerer Vieh- und Pferde- racen in Livland“ wobei ihm offenbar außer dem Rath er- fahrener Männer, besonders seine eigene frühere Liebhaberei an diesen Thieren und die väterliche Tradition zu statten kam. Er fing mit den Wor- ten an: „In allen nördlichen Ländern finde man kleines Vieh und kleine sehr dauerhafte Pferde. Die Organisation dieser Thiere erscheine dem Him- melsstrich, den sie bewohnen, angemessen, sie er- hielten sich bei einer dürftigen Nahrung und gerin- gern Pflege, als Thiere derselben Gattung in wär- mern Ländern, und seien fest gebaut, ausdauernd und gegen die Strenge des Klima's abgehärtet.

Der nordische Sommer währe kurze Zeit, und der Graswuchs komme wegen Beschränktheit der Vegetation spärlich fort, im Vergleich mit wärmeren Gegenden. In Livland friere der Boden oft so tief, daß er gegen Ende des Frühlings erst gänzlich aufthauet; das Eis in der Erde verhindere den Graswuchs; die Wiesen bewachsen daher erst spät und der frühe Herbst tödte den Pflanzenwuchs bald wieder. In Folge davon bringe der Boden eine verhältnißmäßig geringe Menge grünen Futters hervor; die Heuschläge könnten gewöhnlich nur einmal gemäht werden, und die Weide in den meisten Gegenden sei nicht sehr nahrhaft, die Nahrung des hier einheimischen Viehes, also im Ganzen ärmlich und oft schlecht; denn so wie es im Sommer, besonders im Frühjahr und Spätherbst an fetten Weiden gebreche, fehle es im Winter an Heu; ebenfalls eine Folge von geringer Ergiebigkeit des Bodens und von Strenge des Klimas.“

Er geht nun von dem Sage aus: „in jedem Land richte sich die Größe des Viehes nach der Güte des Futters; bei fetten Weiden bilde sich allmählig eine große Race aus; wo es aber daran fehle, werde das Vieh überall klein, es sei denn, daß man größere Thiere im Stall füttere. Vielfache Erfahrung habe das auch in Livland bewiesen,

und wolle man das Vieh künstlich erhalten, so lohne es nicht die Kosten. Es gelte bei allen Landwirthen der Erfahrungssatz: daß bei dem Vieh Wartung und Futter das Mehrste thue, und jede Race dadurch verschlimmert, oder in sich selbst veredelt werden könne.“

„Wie sehr die Vegetation einer Gegend auf den Zustand des Vieh's wirke, zeige sich hier in Livland, z. B. am Pernauschen Strande, wo bei der nahrhaften Strandweide viel größeres Vieh in den Dörfern gefunden werde, als um Werro, Walf u. s. w. Viele Landwirthe hätten sich jenes größere Vieh aus den Strandgebieten angeschafft; aber wenn dasselbe eine minder nahrhafte Weide vorfand, sei es jedesmal bald ausgeartet. Dieß stehe fest als Regel, gegen die kein erfahrener Landwirth verstoßen werde; denn erzwingen lasse sich eine große Race nicht, wo die Nahrungsmittel fehlten.“

„Wie hoch hier zu Lande der Futtermangel bei den Bauern steige, zumal gegen den Frühling, wisse jedermann. Unter mancherlei Umständen, die vom Boden und Klima abhingen, gerathe das Vieh oft in Gefahr zu verhungern.. Kaum schwinde der Schnee, so würden die gänzlich entkräfteten Thiere hinausgetrieben, wo sie nur einzelne dürre Grasshalme anträfen. Oft fielen sie vor Schwäche um,

und müßten aufgehoben werden, wenn sie zuerst aus dem Stalle kämen. Was würde wohl aus dem großen ausländischen Vieh bei solcher Nahrung werden?“

„Dieselbe Bewandniß hat es hier mit den Pferden; sie sind zwar klein, aber höchst ausdauernd gegen die rauhe Witterung und gegen eine äußerst spärliche oft sehr schlechte Nahrung. Den ganzen Frühling, Sommer und Herbst bis zum Eintritt des Winters bekommen die beständig gebrauchten Arbeitspferde gewöhnlich gar kein Futter, sondern nähren sich in den Freistunden von der mehrentheils geringen Weide. Nach schwerem Tagewerk bleiben sie Nachts unter freiem Himmel, wo sie mit zusammengebundenen Vorderfüßen sich selbst ihre kümmerliche Nahrung auffuchen müssen — und dennoch zeigen sie sich unermüdet! Sie sind daher ein unschätzbares Geschenk für diese Gegenden, wo es fast unmöglich ist, sie besser zu halten. Sollten die deutschen Arbeitsthiere so unausgesetzt sich anstrengen, und so schlecht gehalten werden, wie die esthnischen, sie gingen bald zu Grunde.“

„Fuhrleuten bringen große schwere Pferde viel Nutzen; bei dem Ackerbau in leichtem Boden, desgleichen hier sich ziemlich allgemein findet, kann man sie aber füglich entbehren, wie die Erfahrung

lehrt. Man darf gewöhnlich nicht zu tief pflügen, um den unfruchtbaren Untergrund nicht heraufzubringen, und zu flachen Furchen reicht die Kraft der kleinen Bauerpferde hin.“

„Schon viele Gutsbesitzer haben versucht, Zuchtstengste von großer Race zu halten, um für ihre Bauern einen größern Schlag zu erzielen; die Versuche mißlangen jedoch. Die Füllen von größerer Race verkümmerten aus Mangel an Nahrung und Pflege, und wurden ganz elend.“

Dies und Aehnliches entwickelte Löwis des Weiteren, und kam endlich zum Schluß: „bei den Pferden, wie beim Vieh, wäre die einzige hier in Livland ausführbare Verbesserung eine Veredelung der Race in sich selbst durch Auswahl der besten Zuchtthiere beiderlei Geschlechts. Auf Desel habe man einst Stutereien angelegt, um die dortige Race durch Kreuzung mit großen Thieren zu veredeln; man ließ sie aber wieder eingehen, weil die Füllen aus dieser Mischung schlechter waren, als die einheimischen. Bei besserer Wartung und Nahrung — wo diese sich anwenden lassen, da werde man aus den livländischen Kleppern die vorzüglichsten Thiere für die Bedürfnisse dieses Landes hervorgehen sehen. Eben hierin aber fehle es beim Bauer; und da sei ihm denn nicht zu helfen, so

lange er in seiner Wirthschaft sich nicht daran gewöhne, die Thiere sorgfältiger zu behandeln. Was aus dieser Race bei guter Haltung werden könne, zeigten die trefflichen Pferde auf manchen Höfen, wo man nicht durch unpassende Mischung den Schlag verlorben. Der ärmere Landmann müsse aber seine Arbeit so wohlfeil als möglich zu leisten suchen, und da diene ihm kein anderes Pferd so gut als das hier einheimische.“

Aus allem, was Löwis that, leuchtet, wie wir sehen, derselbe humane Sinn hervor, der Niemanden das Geringste, ja selbst kein Glück, will aufgedrungen wissen. Er erwartete durchweg das Beste von des Menschen eigener Mühe und Tüchtigkeit. Allenhalben mochte er anregen und fördern, ohne willkürlich einzugreifen. Auch stimmte die Societät solchen Ansichten vollkommen bei; das Gutachten ging in seiner Fassung ab. Die Wirkung blieb nicht aus, die man davon erwarten durfte. Es war die Anregung einmal gegeben, und die Regierung überließ sie ihrer ungestörten Entwicklung.

In derselben Zeit war es, wo bei der ökonomischen Societät der Plan zu einer trigonometrischen Vermessung Livlands und darauf gegründeten Spezialcharte in Vorschlag kam. Strube, der bekannte

Astronom, reichte zu Ende Januars 1816 seine Entwürfe ein, in denen er bemerkte, daß die Charten des Grafen von Mellin an Fehlern litten, und besonders die Küstenorte zu sehr nach Osten rückten. Nun sei Livland fast in seiner ganzen Ausdehnung durch die revisorische Vermessung der Güter aufgenommen, daher die Möglichkeit vorhanden, nach diesen Gutscharten das topographische Detail in den trigonometrischen Sectionen auszufüllen, und zwar mit einer Genauigkeit, die sehr wenige topographische Charten besäßen, da nur wenige Länder in Europa einer so genauen Aufnahme sich erfreuten.

Seine Arbeit versprach Strube in drei Jahren zu vollenden. Demgemäß wurde zwischen ihm und der Societät ein Vertrag abgeschlossen, wonach er ein- für allemal 2000 Rubel B. zur Anschaffung einer Equipage und nöthiger Apparate, und jährlich 2315 Rubel als Diäten, zum Unterhalt der Bedienung und als Honorar drei Jahre hinter einander beziehen sollte. Hierauf wurde die Gouvernements-Regierung um einen Befehl an sämtliche Ordnungsgerichte, Stadtmagistrate und Güter in Livland, den Professor Strube bei Vollführung seiner Operationen in alle Wege zu unterstützen, ersucht, der auch alsbald erfolgte. Die Universität wirkte den nöthigen Urlaub aus, und gewährte

Struben bei seinen Arbeiten eine Anzahl Instrumente, die auf der Sternwarte sich befanden.

So lange jenes Unternehmen währte, und wir werden sehen, daß es sich sehr in die Länge zog, erhielt es unsern Freund beständig in Beschäftigung. Doch hinderte ihn weder jene noch seine Amtsthätigkeit überhaupt, die eigene Ausbildung weiter zu verfolgen. Vielmehr schien es, als ob das Bedürfniß nach ihr mit den Jahren wüchse. Besonders fand sein stets thätiger Geist Erholung und Freude am Zeichnen und an der Musik.

Die kleinen und großen Städte der Ostseeprovinzen werden im Winter Sammelplätze für den Adel nah und fern, der im Sommer gereist ist, oder sich auf seinen Besitzungen aufgehalten hat. Zumal Dorpat konnte sich damals rühmen, einen Kreis gebildeter Menschen während der kalten Jahreszeit zu vereinigen, die zum Theil durch treffliche Stimmen und durch Meisterschaft auf dem Clavier und der Violine sich auszeichneten. Lebten diese ihre Kunst häufig in Privatgesellschaften, so verschmähten sie es auch nicht, zur Unterstützung eines berühmten Künstlers, der gerade durchkommen mochte, oder zu einem wohlthätigen Zwecke, Concerte zu veranstalten. Löwis nahm eifrig Theil daran, und ließ sich bisweilen öffentlich hören.

Den Sommer brachte er jetzt meist auf Sehlen, bei seinem Schwager zu, der eine Sammlung radirter Blätter von guten Meistern in Landschaften besaß. Letztere zogen Löwis ungemein an; es erwachte in ihm die Lust, sie mit Feder und Pinsel nachzubilden; er verwandte darauf den größten Eifer; oft rief die aufgehende Sonne zur Arbeit, die er vor Abend nicht verließ. Sein künstlerisches Auge bildete sich mehr und mehr, besonders auch durch fleißiges Zeichnen nach der Natur. Bald aber vom Zeichnen und Malen allein nicht mehr befriedigt, versuchte er, auf der Kupferplatte zu arbeiten. Professor Senff lehrte damals erfolgreich jene Künste an der Universität. Mit ihm, einem aufgeweckten, heitern Gesellschafter, trat Löwis in nähere Freundschaft, und erhielt von ihm vielfach Rath und Anleitung.

So ging eine große Anzahl Blätter aus den Händen unseres Freundes hervor, welche die Liebe und das Talent bezeugen, mit denen er sich der Kunst ergab. Nur wenige sind ins größere Publikum gekommen, wie seine Bilder zu den „Denkmälern aus der Vorzeit Liv- und Esthlands“ und die zehn radirten Blätter zu „Richters Wallfahrten im Morgenlande“. Dieser junge talentvolle Reisende, der Sohn eines hiesigen Landraths, war im

Jahr 1816 in Smyrna gestorben, und hatte Notizen und Briefe hinterlassen, nach denen Evers, der verdiente Geschichtschreiber Rußlands, jenes Werk arbeitete. Nach leicht hingeworfenen Skizzen führte Löwis die Blätter aus, die er dann auf des Vaters Bitte auch selbst radirte.

Bei solchen Erholungsarbeiten ließ sich unser Freund viel vorlesen, Erheiterndes oder Belehrendes. Bald waren es Geschichtsbücher, oder Reisebeschreibungen, bald Erzeugnisse der schönen Literatur. Sprachen in letzteren ihn besonders die englischen Schriften an, so hatte er doch fortwährend ein wahres Bedürfniß, die Meisterwerke der verschiedensten Völker kennen zu lernen. Zumal wurde es ihm ganz wohl dabei, wenn er diese, man möchte sagen, in ihren Spielen, ihren Träumen und Ahnungen, ihrem kindlichen Scherz und Ernst belauschen konnte. Deshalb gewährte ihm nichts mehr Freude als Volksmärchen, Volkslieder und Sprüchwörter.

Dazwischen vertiefte er sich in scharfeindringende Untersuchungen und Beobachtungen, zu denen ihm bisweilen sein Amt Veranlassung gab.

Die Societät hatte die Aufgabe gestellt, neuerfundene Maschinen und landwirthschaftliche Vorrichtungen, über die oft große Lobeserhebungen

durch die verschiedensten Zeitschriften ergingen, entweder im Großen, oder im Modell aus dem Auslande zu beziehen, und mit ihnen Versuche anzustellen. Unserm Freunde genügten die Kenntnisse, die er in der Mathematik und Mechanik besaß, bald nicht mehr; und nun ruhte und rastete er nicht, sich das Fehlende anzueignen. So unternahm er noch, als gemachter Mann sich in den höhern Gebieten jener Wissenschaften einzubürgern. Anleitung dazu gewann er auf eine eigene Art. Unter seinen Freunden befand sich ein ausgezeichnete Mathematiker. Diesem, dem Major von Böckell, erklärte er sein Bedürfnis, sich der Differentialrechnung zu bemächtigen, um besser in der Mathematik fortzukommen zu können. Er legte zu solchem Behufe jenem eine Anzahl Fragen über dahin einschlagende Gegenstände vor, aus denen er ersehen sollte, nach welchen Seiten Löwis hin seine Kenntnisse zu erweitern beabsichtige. Aus den Fragen gewann Böckell die Ueberzeugung, Löwis habe eigentlich schon alle Punkte errathen, auf die es bei der Differentialrechnung ankommt, und sei überhaupt einer der bestorganisirten Köpfe, die ihm irgend vorgekommen. Auch arbeitete sich unser Freund in Kurzem leicht in die schwierige Wissenschaft ein.

Diese Ausflüge nach fernen und nahen Gebieten der Kunst und des Wissens, hätten viele andere zur Verflachung geführt, an welcher heut zu Tage ohnedem die höhern Stände zu sehr leiden. Löwis aber kehrte immer reich beladen zu dem Beruf zurück, dem er sich frühzeitig gewidmet, und blieb Forstmann mit Leib und Seele. Seine Kunst des Zeichnens wendete er auf naturgetreue Nachbildung von Gewächsen an, die zusammengestellt und von Beobachtungen und Bemerkungen begleitet, allmählig eine Forstbotanik Livlands begründen sollten. Die Feder ergriff er besonders, um durch Aufsätze verschiedenster Art das Werk weiter zu führen, das durch seine „Anleitung zur Forstwirthschaft“ begonnen war. Bald gab er „allgemeine Regeln über die in hiesigen Forsten zu führende Wirthschaft, um ewig dauernde Waldungen zu erhalten,“ oder „über den Anbau der Eichen in den Ostseeprovinzen“; bald machte er Vorschläge „vermittelst eines vorbereitenden Kornbaues Birkenwälder zu Brennholz anzuziehen,“ bald Mittheilungen „über die zur Befamung einer bestimmten Fläche erforderliche Baumsaat.“ Alle diese Schriften lieferten den Beweis, die Forstwissenschaft in Livland sei allmählig so weit gediehen, daß man an eine künstliche Bestockung der Waldfläche dachte. Damit war

aber auch seit Erscheinen seiner frühesten Schrift über Forstwesen ein ungeheurer Schritt geschehen.

Indeß gerade der Umstand, daß Löwis in seinen Forschungen sich mehr und mehr beschränkte, machte diese auch für Männer vom Fach außerhalb seiner Heimath beachtungswerth. Besonders war dieß in botanischer Hinsicht der Fall mit der Nachweisung, in den Ostseeprovinzen werde bis zu der Umgegend von Petersburg, so weit erstreckten sich seine Untersuchungen, nur *Quercus pedunculata* niemals *Quercus robur* L. gefunden. Gleichwohl behaupten die Botaniker, welche über Verbreitung der Holzgewächse geschrieben haben, gerade das Gegentheil. Unermüdlüche Forschungen allein konnten Löwis Gewißheit über solche Gegenstände verschaffen, die für den Botaniker, wie für den Forstmann und den Technologen, vom höchsten Interesse sind.

Zu jenen Forschungen gehörten auch seine Arbeiten in der Witterungskunde, in denen er sich gleichfalls wieder nach seiner Weise sinnig beschränkte. Seine Beobachtungen sollten nur als Beiträge zu einem einst abzufassenden Pflanzenkalender gelten. In der ersten Schrift, die er im Jahre 1815 darüber veröffentlichte, erklärte er bloße Temperaturangaben für unfruchtbar, wenn mit ihnen nicht Beobachtungen an Pflanzen und mancherlei andere

Bemerkungen verbunden seien. Er geht von dem Grundsatz aus: „jedes Land habe seine eigenthümliche Flora, die durch das Klima begrenzt und bestimmt werde. Was von Alters her im Lande gedeihe, müsse dem Klima entsprechen, denn dieses dulde keinen Fremdling, er bequeme sich denn nach den Gesetzen, und werde einheimisch. Nur solche Stauden- und Holzgewächse, die auch der strengste Winter nicht auszurotten vermöge, gehörten unserm Klima eigenthümlich an, und die Zeit, da diese blühen und ihre Früchte zur Reife bringen, gebe uns das sicherste Mittel zur Vergleichung des Klimas von Livland mit dem von andern Ländern. Er habe, seit er nach Livland zurückgekehrt, dessen Vegetation in ihrem Fortgange genau beobachtet, über sieben Jahre lang sei er den Naturerscheinungen ununterbrochen gefolgt, und nicht müßig gewesen aufzuzeichnen, was ihm wichtig geschienen. Aus der langen Reihe von Bemerkungen die so entstanden, liefere er jedoch nur einen gedrängten Auszug. Die Beobachtungen an den Bäumen habe er wegen ihrer Wichtigkeit mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, und in ein Verzeichniß aufgenommen, und glaube, daß aus solchen Angaben sicherer auf die mittlere Temperatur des Landes zu schließen sei, als aus bloßen Thermometerbeobachtungen.“

Man versolge nur einen scheinbar unbedeutenden Gegenstand um seiner selbst willen tiefer und tiefer, und er führt uns bald weit über die Grenzen, die ihm angewiesen scheinen, hinaus. So geschah es unserm Freunde mit seinem Lieblingsbaum. Indem er den Spuren der alten Eichenwälder nachging, deren Ueberbleibsel er ebensowohl in zerstreuten Bäumen, die in ferne Jahrhunderte zurückreichen, und in noch vorhandenen kleinen Hainen erkannte, als er sie in den versenkten Eichenstämmen der Seen und Flüsse fand, eröffnete sich ihm eine Aussicht auf das Land zu Zeiten, von denen keine Geschichte erzählt. Mittheilungen darüber enthält seine vielleicht trefflichste Schrift: „Ueber die Verbreitung der Eichen in Liv- und Esthland,“ der man es nicht ansieht, daß sie auf dem Krankenlager geschrieben ist. Am Schluß derselben werden die Ergebnisse tiefgehender Forschungen in den Worten zusammengefaßt: „Alle diese uralten Eichen, sie mögen nun einzeln, oder in Wäldern beisammen sein, gehören gleich den hier noch vorhandenen Schloßruinen, der Vorzeit an. Die Trümmer zerstörter Ritterburgen bezeichnen indessen das Zeitalter der Eroberung und endlichen Unterjochung dieser Länder; die ältesten dieser Eichen hingegen führen uns in noch entferntere Jahrhunderte zurück:

denn ihr Ursprung reicht in einen Zeitraum, der selbst der Ankunft der Deutschen an dieser Küste vorausging.“

Unterdessen hatte man die Triangulirung des Landes in drei Jahren vollendet, und schritt nun zur Ausführung des Chartenwerkes selbst. Diesem Unternehmen stellten sich unerwartet zahllose Hindernisse entgegen, obschon man die wichtigsten Vorarbeiten und große Hülfsmittel besaß. Zu letztern gehört das schon erwähnte bedeutende Werk des Grafen Mellin, „Atlas von Livland und Esthland“ welches aus einer General- und vierzehn Kreis-Charten besteht. Ein Wunsch des Großfürsten, Paul bestimmte im Jahr 1782 den damals jungen Grafen, der als Generalquartiermeister in Riga stand, zu dem mühsamen Unternehmen, das ihn vierzehn Jahre beschäftigte. Der Atlas erhielt bei seinem Erscheinen allgemeinen Beifall, und verdiente ihn auch wohl, wenn man bedenkt, wie der eifrige Mann sein Werk fast ganz aus dem Groben arbeiten mußte. Einzelne Gütercharten, die meist noch aus der Schwedenzeit stammten, mochten wenig helfen, da sie theils unbrauchbar, viele ihm auch nicht zugänglich waren. Die große Aufnahme Livlands, oder vielmehr seiner Privatgüter, hatte aber noch nicht stattgefunden. Zu dieser schritt das Land erst,

nachdem durch das Gesetz von 1804 die Lage des Bauern verbessert und dessen Freiheit vorbereitet war. Es kam zur Niederlegung einer allgemeinen Commission für die Messungsrevision, der zu demselben Behuf Kreis-Commissionen vorausgingen. Durch diese insgesammt wurde die spezielle Messung der Privatgüter bewirkt, welche nach genauer Berechnung, wie hoch sie, nebst Unterhalt und Salar jener Commissionen dem Lande zu stehen gekommen, gegen fünf Millionen Rubel gekostet haben soll.

Alle jene Hülfsmittel erhielten nun ihre wissenschaftliche Bestimmung und ihren Werth durch jenes Dreiecksnetz, das im Jahr 1819 geschlossen worden. Man hatte auf dem Eise des Wirzjerws eine Basis von 12 Werst Länge gemessen, damit man zur Berechnung sämmtlicher Dreiecke schreiten könnte. Jetzt galt es, auf den Grund dieses Netzes die gesammte Charte auszuzeichnen, und das Topographische aus den Gütercharten einzutragen.

M. v. Engelhardt, von dem das Unternehmen hauptsächlich angeregt worden, reichte eine Denkschrift ein, die seine Ansichten auseinandersetzte, wie der Atlas Livlands anzufertigen sein dürfte. Es sind ungefähr dieselben, nach denen das Werk ausgeführt worden ist. Vorerst schritt man zur Ernennung einer Commission, welche die Güter-

Charten, zu deren Einlieferung die Societät die Gutsbesitzer öffentlich aufforderte, in Empfang nehmen sollte. In ihren Dienst trat zugleich ein sehr geschickter Revisor, dem die Commission alle eingelieferten Charten zum Copiren übergab. Dieser verglich vor allem den Maßstab, nach welchem jede Charte aufgenommen worden, genau mit seinem Ellenmaß. Bei solcher Vergleichung ergab sich, daß der auf den Charten meist sauber verzeichnete Maßstab beinahe durchgängig scharf mit dem Ellenmaße zusammen traf. Die revisorische Elle wird in den öffentlichen Verhandlungen zu zwei Fuß Englisch angegeben. Das Maaß aber, dessen sich Rücker, so hieß jener Revisor, bei der Zeichnung der Charte bediente, war von ihm und Löwis gemeinsam mit der größten Sorgfalt und Mühe bestimmt und verglichen worden; und da der erste Versuch dazu auf einen trüben Herbsttag fiel, wiederholten sie ihn noch zweimal unter genauer Beobachtung der Temperatur. Auch diente zur Vergleichung des Maaßes ein halbes Metre von Lenoir in Paris, welches die Societät ausdrücklich zu diesem Zweck angeschafft.

Löwis nahm sich jener wissenschaftlichen Arbeit immer eifriger an, und hätte sich glücklich geschätzt, wäre er nicht beständig in ihr gestört und unter-

brochen worden. Zugleich mit der Aufforderung die im Namen der Societät an die Gutsbesitzer wegen Einlieferung der Charten erging, richtete er an alle Prediger die Bitte um Angabe über jedes einzelne Kirchspiel: welche Güter es ausmachten, und ob in demselben einzelne Bauern, oder Dörfer lägen, die zu Gütern gehörten, welche unter andern Kirchspielen ständen. Aufforderung und Bitte wurden wiederholt, blieben aber lange ohne den gewünschten Erfolg. Die Mühe und Noth, die Löwis aus dieser Theilnahmlosigkeit erwachsen, sind kaum zu schildern. Er mußte unter andern an Eine Stelle ein Halbhundert Briefe richten, ehe er das Verlangte erhielt; und doch zählte er zehn Jahre später nach jener Aufforderung 1773 Blätter von verschiedener Größe, die man zur Auszeichnung der Charten benutzt habe, ohne schon am Ende zu sein. Revisor Rucker mußte mehreremale im Land herumreisen, um Charten, mit denen man zurückhielt, an Ort und Stelle abzuzeichnen.

Es gab aber eine Menge Güter, besonders der Krone gehörige, die noch gar keine Charten besaßen. Die Societät mußte deren Vermessung selbst besorgen, und entwarf zu diesem Zweck eine Instruction. Ihr gemäß unternahmen die Ausführung auf Kosten der Societät theils die besten Landmesser, theils

ausgezeichnete Offiziere aus der topographischen Abtheilung des Generalstabes, die der General Diebitsch im Jahre 1826 der Societät zu dieser Arbeit überließ.

Löwis hatte unterdessen schon durch den Marquis Paulucci die kaiserliche Erlaubniß, die Charten stechen lassen zu dürfen, ausgemirkt. Nun schloß er auch mit dem General von Schubert im Jahr 1828 den Contract ab, demgemäß das Chartendepot in St. Petersburg den Stich übernahm. Bald nachher ward ihm die Freude, die erste Section des Atlases zu diesem Behuf abzuschicken. Freilich hieß dieß erst einen kleinen Theil des großen Werkes in Bewegung setzen; ehe das Uebrige vorrückte, gab es noch unsägliche Noth. Gleich im nächsten Jahr mußte er beim Marquis Paulucci Klage führen über viele Güter, die durchaus nicht zur Einsendung ihrer Charten zu bringen wären, und ihn bitten, sie hiezu zu zwingen. Dieß that denn auch theilweise der Gouverneur. Dann entdeckte man an Charten der Umgegend von Miga, die mit kleinen Besitzungen angefüllt ist, also ein sehr schwieriges Detail darbietet, so wie der Küste vom Ausflusse der Düna bis Schlock hinauf, den Mangel gehöriger Genauigkeit. Es galt also dieß ganze Gebiet nach mehreren astronomisch bestimmten

Punkten zu berichtigen; ein schwieriges Geschäft, welches Rucker unter Strube's Leitung vollzog. Aber noch im Jahr 1831 fanden sich nahe an 500 □ Werst ungemessenen Landes im Rückstande, die nebst einigen andern Arbeiten zwei folgende Jahre wegnahmen. Im Jahre 1834 wurde von Groß-Hoop die letzte Gutscharte eingesandt und eingezeichnet, und erst gegen den Winter konnte man die letzte Sendung nach St. Petersburg machen.

Bei allen diesen Geschäften war Löwis die eigentliche Seele, die alles im Fortgang erhielt, wiewohl er meist am Kranksein litt. Ungeachtet seines colossalen Körperbaues, genoß er nur einer zarten Gesundheit, und erkrankte in dem kalten Winter von 1822 auf 1823 an einer heftigen Erkältung. Er mußte lange das Bett hüten, und dann sich beständig ein halten. Erst gegen Ende des nächsten Jahres einigermaßen wiederhergestellt, nahm er, wie früher, thätigen Antheil an Concerten. Bei Ausführung von Haydn's Schöpfung, die eine gedrängte Versammlung herbeigelockt, geschah es nun, daß er sich aufs neue schwer erkältete.

Seitdem kehrte seine Gesundheit nie vollständig wieder; vielmehr wurde seine Haut durch das viele Stubensitzen, Anwendung von drastischen Mitteln, auch durch Verwöhnung, wie viele seiner Freunde

glauben, so sehr gereizt, daß er bald in den Sommertagen, wie im warmen Zimmer sich winterlich kleidete. Man bekam ihn nicht anders zu sehen, als im dicken Flausrock und in schweren Weinkleidern, einen wollenen Shawl um Hals und Brust geschlagen, auf dem kahlen Kopf die warme Sammtmütze. Eine frühe Glage war Erbtheil der Familie.

Gleichwohl minderte sich weder seine Thätigkeit, noch seine gute Laune. Es schien, als ob das allmähliche Abschließen, wozu er sich gezwungen sah, seinen Geist nur mehr anregte. Die Segnungen des Friedens hatten sich auch über die Universität erstreckt, und der Kaiser auf Antrag ihres neuen Curators, des Fürsten Lieven, sie von neuem fundirt. So konnte sie endlich sich würdig ergänzen und heben. Löwis folgte dem steigenden Einfluß, den sie bald weit über die Grenzen der Ostseeprovinzen hinaus, man kann sagen, über ganz Rußland erwarb, voll reger Theilnahme, und setzte sich mit vielen vom Lehrerpersonale auf einen freundschaftlichen Fuß. Nächste Frucht davon war das Chartenwerk. Andere Früchte sollten nicht ausbleiben.

Im Umgange mit Männern von gleichem Interesse betrieb er immer eifriger die Vorarbeiten der Forstbotanik, zu deren Behuf er beständig Witte=

rungsbeobachtungen anstellte, und erfand einen Winkelmesser, über den Strube's offizielles Urtheil dahin lautete: „er sei eine sehr brauchbare Erfindung. Er messe die Winkel durch die Tangenten, und sei seiner Construction nach als ein neues Instrument anzusehen, das mit einem ausgezeichneten Grade von Genauigkeit die Eigenschaft der größten Bequemlichkeit vereinige. Ohne Bedenken könne man durch dasselbe kleine trigonometrische Operationen ausführen. Von besonderer Wichtigkeit sei er dem Forstmann.“

Gleichzeitig erwachsen seine „vergleichenden Untersuchungen über Maße und Gewichte“, denen er viele Zeit gewidmet, zu einem höchst gründlichen Werke, das von der Societät herausgegeben, nicht bloß in diesen Provinzen vielen Nutzen schaffte, sondern auch in Deutschland lauten, noch mehr stillschweigenden Beifall fand; indem man es benutzte und ausschrieb, ohne des Verfassers zu erwähnen.

Einige Zeit nach dem Friedensschluß trat bekanntlich über einen großen Theil des Continents eine Entwerthung der Güter ein, die arge Folgen nach sich zog und noch ärgere drohte. Dies bewirkte große Entmuthigung. Wohlthätige Männer überboten sich in Vorschlägen, wie man dem Uebel abhelfen

folgte. Auch unser Freund ließ sich in einer eigenen Schrift vernehmen, worin er die Ansichten über die Wohlfeilheit aller Landeserzeugnisse rücksichtlich Liv- und Esthland's, sehr gründlich besprach. Zugleich bewies er, wie andere Länder, die eben so gelitten, in der Merinozucht, verbunden mit starkem Futterbau, und wo die Umstände es erlaubten, mit Kartoffelbrennerei im Großen, sichere Mittel zur Wiederherstellung ihres gesunkenen Wohlstandes gefunden hätten.

Gerade diese Mittel waren es, zu denen man in den deutschen Provinzen um so bereitwilliger griff, je mehr man zum Bewußtsein der Nothwendigkeit eines besseren Wirthschaftsbetriebes kam. Die Societät ließ es sich angelegen sein, dieß zu wecken, theils indem sie selbst Hand anlegte, theils, indem sie auf viele Hülfsmittel aufmerksam machte.

Bereits im Jahre 1826 schickte sie einen jungen Mann nach Deutschland, der sich dort zum Besten der Ostseeprovinzen als Schafzüchter ausbilden sollte. Ihre Thätigkeit gab Veranlassung, daß die Regierung bedeutende unverzinsliche Vorschüsse an die Ritterschaft für die Gründung einer Stammschäferei bewilligte. Man war auf Verbreitung von Kartoffel- und Kleebau und anderer Futterkräuter bedacht. Es wurde für Anschaffung von neuerfun-

denen und verbesserten Werkzeugen, die in der Landwirthschaft aufkamen, eifrigst gesorgt. Aus der Mitte der Societät ging der Vorschlag hervor, einen Verein für Hagelasscuranz zu stiften, welcher im Jahr 1831 seine Bestätigung erhielt. Die Societät beabsichtigte von Anfang an immer die Gründung einer Musterwirthschaft. Zu diesem Behuf trat sie jetzt mit der Universität in Verbindung, die auf den Lehrstuhl, der diesem Zweig praktischer Wissenschaften dient, auch ihrer Empfehlung gemäß einen namhaften Mann berief.

Demnach konnte Löwis wohl aussprechen, was ein Brief von ihm aus jener Zeit besagt: „Durch veränderte Verhältnisse und durch Umstände, welche den Landmann gebieterisch zum Aufsuchen neuer Erwerbsmittel drängte, sei die frühere Gleichgültigkeit gegen Verbesserungen der neuern Zeit erschüttert worden. Kein Billiger werde aber läugnen, daß die Societät dem allmählig erwachsenden Interesse die Mittel zur fernern Belehrung dargeboten, und hiemit zur schnelleren Entwicklung der erfolgten Ausbildung in der wissenschaftlichen Oeconomie beigetragen habe. Jetzt sei das Vorurtheil gegen deren rationelle Betreibung und gegen den Nutzen der öconomischen Litteratur überwunden, und damit ein wichtiges Hinderniß beseitigt, daß der Ein-

führung eines verbesserten Wirthschaftsbetriebes bisher im Wege stand.“

Je mehr nun Kränklichkeit unsern Freund, Gesellschaften zu meiden nöthigte, um so größere Freude machte es ihm, Jugendgenossen längere Zeit um sich zu sehen. Diese traten, wenn sie in die Stadt kamen, häufig in seiner Wohnung ab, und brachten Wochen, Monate, sogar Jahre bei ihm zu.

Besonders liebte er Maler und arbeitete gern mit ihnen zusammen. Einen von diesen plagte die Eigenheit, daß er Niemanden beim Malen zusehen ließ. Einem andern machte es den größten Spaß, bisweilen voll Muthwillen diese Eigenheit zu necken. Löwis verfehlte nicht Theil zu nehmen, aber jedesmal auf eine Weise, die den Scherz fröhlich endigte. Hier, wie in so vielen andern Verhältnissen, zeigte sich sein treues, heitres Gemüth immer im schönsten Licht.

Gefiel es ihm die Seinigen auf dem Lande zu besuchen, so fand er dort die freundlichste Sorge und Theilnahme. Jeder beeiferte sich, dem theuren Manne dienstfertig zu sein, ihn zu unterhalten, ihm vorzulesen, oder mit ihm zu spielen. Wie schwer er damals in den schönen Sommertagen bisweilen darnieder lag, beweist eine Begebenheit, an die er später schauernd zurückdachte. Sein Lieblingsbruder

kam nebst seiner Familie zur Schwester nach Sehlen, wo gerade auch unser Löwis anwesend und leidend war. Beide Brüder, der eine auf dem Krankenlager, der andere davor sitzend, führten eine sehr lebhaft unterhaltung. Alle Umstehenden freute die Munterkeit des wohlwollenden Kriegsmannes. Bei Tisch sprach derselbe nicht minder aufgeräumt. Nachmittags erging er sich allein in der Umgegend, wo ihn die Landleute plötzlich anhalten, niedersitzen, weiter schwanken, sich an Bäume anlehnen sahen. Bei der Rückkehr ins Haus überfiel ihn ein arger Husten, der die Seinen aus den Zimmern rief. Man brachte ihn so schnell es ging auf ein Sopha; ein Brustkrampf durchschütterte ihn, dem er alsbald erlag. Die Gattin, die Kinder stürzten wehklagend, laut schluchzend herbei. Unterdeß lag der kranke Bruder im Nebenzimmer, hörte den Jammer an, ohne zu wissen, worum es sich handelte, und konnte, sobald er's erfuhr, doch dem Sterbenden nicht beispringen, ja kaum sich regen.

Solch kläglicher Zustand mußte, je länger, um so schwerer ihn niederdrücken. Dem zu entkommen, machte er vielfache Anstrengungen, die nur dann und wann Erleichterung herbeiführten. Bisweilen schmachete er Jahre lang unter dem Mißbehagen,

den Leiden, die ihn gegen die äußere Welt abschlossen; dann empfing er daheim niemand als ganz Vertraute. Endlich, im Sommer 1830, raffte er sich auf, um in angenehmer Gesellschaft die altpreußische Hauptstadt zu besuchen, wo die künstlichen Wasser, durch welche der Dresdener Strube die natürlichen ersetzte, zur Hülfe aufgerufen werden sollten. Der kranke Reisende fühlte sich durch die Fahrt, die Hoffnung, die daran sich knüpfte, die Gegenstände, welche die Reise an ihm vorüberführte, im Innersten erregt und legte seine verschiedenen Stimmungen in einem Tagebuche nieder. Auszüge daraus mögen das Nähere besagen.

„Memel, den 15. Juni a. St. 1830. —

Mit Sehnsucht sehe ich dem ersten Werstpfahl entgegen. — Diesen ersten Landsmann will ich freudig begrüßen. Einen bessern Reisegefährten, als einen Werstpfohlen giebt es wohl kaum. Will man sich nicht um ihn bekümmern, so steht er ruhig am Wege und man fährt ungestört vorbei; will man aber etwas von ihm wissen, so bleibt er die Antwort gewiß nicht schuldig, er selbst aber fragt, aus wahrer Bescheidenheit niemals. O, wie vermisse ich nun diese anspruchlosen Reisegefährten, auf deren stillen Genuß ich mich immer lange freute, und nach denen ich stets hinausschaute auf den staubigen Wegen.

Mir und auch Jakob, der darüber besser urtheilen kann, als ich, fiel es auf, daß schon unweit Polangen die Kleidung und Bauart der Bauern viel Aehnlichkeit mit der esthnischen hat. Die Männer sahen wir in schwarz wollenen Strümpfen, Jacken, und Ledernen, mit Schnüren befestigten Pasteln. Die Strohdächer haben ganz die Form der in Esthland, sind oben mit ins Kreuz übergehängten Hölzern befestigt, welche immer paarweise, wie Hörner, hervorstecken — kurz, man glaubt, wenn man die großen zusammenhängenden Dörfer, die einige Werst von Polangen am Wege anfangen, sieht, mitten unter Esthen zu sein. Sollte dieß etwa eine Spur von den angeblich einst hier angefaßten gewesenem livischen Volksstämmen sein?

Auf dieser Reise habe ich öftmals inbrünstig gebetet, daß mich die Christen, mit denen ich zu thun bekam, nur eben so rechtschaffen behandeln möchten, als die Juden! Diese armen gedrückten Leute nehmen einen kleinen Gewinn mit kriechender Dankbarkeit auf: statt daß der Christ, wenn ihm sein Plan gelungen ist, den armen Betrogenen noch verhöhnt. Dieß gilt indeß nur von Christen, die in beständigem Verkehr mit Pferden, ihre menschlichen Gefühnungen allmählig abgelegt zu haben scheinen.

Ich kann und mag es nicht läugnen, hier fängt das eigentliche Eichenklima wohl erst an. Obschon in Kurland sich unter anderm Gehölz weit häufiger Eichen zeigen, als bei uns, so sind sie doch offenbar erst hier ganz zu Hause, denn selbst im unfruchtbaren Sandgrunde drängen sie sich überall mit ein, und man sieht nicht leicht ein größeres Laubholzgebüsch, ohne eine Menge Eichen darin zu gewahren. Hier fangen sie schon an, um die Herrschaft zu ringen; aber hier ist ja auch das Vaterland der einst berühmten Thors-Eichen; noch einen oder zwei Grade mehr nach Süden, und sie beherrschen alle Wälder. — Nun also habe ich auch das eigentliche Vaterland der Wildschweine hiemit betreten; denn um diese zu nähren, giebt es im höhern Norden wohl nicht Eichen genug.

Von der russischen Zollstätte in Polangen, und der preussischen in Immersalt, die doch nur eine Werst etwa aus einander liegen, ist ein so unergründlicher, schwerer Sandweg, daß ich am 14. die Grenze passirte, und laut der Unterschrift meines Passes, erst am 26. in Preußen einpassirt bin! — Münchhausen hat Beispiele von schnellern Reisen bekannt gemacht; aber von einer langsamern habe ich nie gehört.

Gleich der Spinne, habe ich mir aus Reise-

erinnerungen und Grillen aller Art, ein lustiges Gedankengewebe gesponnen, und fahre nun in meinen selbstgewebten Säden wohlgemuth hin und her, und so sind mir die Stunden ungezählt, in mancherlei Betrachtungen vertieft, vorübergegangen. Was konnte mir wohl erwünschter sein, als dieses Selbstvergessen? denn leider ist eine Betrachtung meines Ichs mir jetzt nicht tröstlich.“

Den 16. Juni.

„Wo will das noch hinaus mit den ewigen Trinkgeldern hier zu Lande? — Ich habe doch zu meiner Bedienung einen eigenen Menschen mit, aber der hilft mir gar nichts. Alle Dienstboten im Hause bieten mir ihre Dienste an, und nun haben sie ein Recht auf ein Trinkgeld. Ja, selbst dafür, daß sie meinen Bedienten nicht haben verhungern lassen, wofür übrigens ein schweres Geld gezahlt werden mußte, verlangen sie noch ein appartees Trinkgeld. Das sind seltsame Gebräuche! — Ich wollte, daß ein Gesetz gemacht würde, daß jeder sein erhaltenes „Trinkgeld“ auch stracks vertrinken müßte, dann sollte sich hoffentlich diese goldgierige Generation der Dienstboten bald zu Schanden gegessen haben, und die Nachfolger wären durch das Beispiel gewarnt, vielleicht bescheidener. Zu Preis und Ehre der hiesigen wahrhaft weisen und väter-

lichen Regierung sei es übrigens dankbar erklärt, daß alle Staatseinrichtungen, so viele ich deren durch Nachforschen und Erfahrung kennen lernte, ganz vortrefflich sind. Glücklich, überglücklich, wer unter einer humanen Regierung, die den Menschen als solchen, und nicht bloß nach seiner per fas et nefas erklimmten Stelle im Staate würdigt, leben und sterben kann. Gott segne den guten, redlichen König und seine aufgeklärten Räthe! —

Ich habe es immer behauptet: unter allen Bengeln ist der Preßbengel der einzig nützliche und für den Staat ersprießliche. Wo dieser ruht, oder sich nur unter der Zuchttruthe einer willkührlichen Censur bewegen darf, da triumphirt alsbald die ganze übrige Sippschaft der Bengel aller Art, als da sind: untreue, gewaltthätige Beamte und ähnliches Gelichter. Ach, du lieber Gott, zu dir kann ich doch im stillen Gebete mich erheben, und dir mein Leid klagen und um Trost flehen; zu meinem irdischen Beherrscher aber ist mir jeder Weg verschlossen; denn zu klagen über die Ungebühr der Gewalthaber, ist ein gefährlich Beginnen, da die kleinen Behörden sich wohl hüten werden, die nöthigen Beweise herzugeben, und ein Großer den andern nicht will sinken lassen. Der Kläger wird daher als Unruhstifter zur Ruhe verwiesen, wo

nicht gar zur Strafe gezogen, und das Unwesen geht seinen Gang ungestörter als jemals. Dürfte aber jeder ehliche Mann seine Beschwerden mit Bescheidenheit dem Publicum vorlegen, dann wäre eine offene Untersuchung der Sache unvermeidlich; jeder könnte frei auftreten, seine Gründe ohne Furcht vortragen, und er hätte auf das ganze Volk, als auf ein unpartheiisches Gericht, zu rechnen. Vor diesem gewaltigen Tribunale schwinden alle Beamtenkunstgriffe, und das Rechte wird bald erkannt. So nur kann auch die wohlwollende Regierung die stattfindenden Mißbräuche erfahren. Für die Regierung, sei sie nun beschränkt oder unbeschränkt, ist die, gewissen Gesetzen unterworfenene Presse, niemals gefährlich, sondern stets nützlich; den schlimmen Beamten aber ist sie eine in Bereitschaft gehaltene Geißel, und daher diesen ein Dorn im Auge.“

Königsberg, den 17. Juni, Vormittags.

„Unsere denkwürdige Seereise haben wir gestern glücklich beendigt, und zwar, was Cook und mancher seiner Nachfolger nicht von sich rühmen konnte, in zwölf Stunden! das will gewiß viel sagen! — Der Wind war ziemlich günstig und stark. Als wir die stromartige Enge bei Memel verließen, schwoh uns die stahlblaue Fluth schimmernd in der Sonne entgegen, die Wellen kamen eilig herbei,

erhoben ihre schaubekränzten Häupter, und nachdem sie uns begrüßt, glitten sie schnell vorüber. Das Schiff hatte seine gewaltigen weißen Schwingen weit ausgebreitet in die Luft, und tanzte mit der muntern Begleitung fröhlich fort. — Die Wasserfläche war rund um uns her mit vielen segelnden Fahrzeugen belebt, die in allen Richtungen dahinfuhren. Diese Segelbote schwammen, aus der Ferne gesehen, gleich großen seltsamen Seevögeln umher; die Sonne und Abends der Mond, beleuchteten das Schauspiel, und es war ein reizendes Gemälde voll Leben. Ach, ich konnte nur selten das Wehen der frischen Seeluft genießen, sondern mußte meist unter dem Verdecke mich schützen vor dem erquickenden Winde, der dem Gesunden Labfal, mir nur neue Leiden gebracht hätte. — Gott verleihe dem hiesigen Bade eine auch mir heilsame Kraft! —

Den ersten Storch sahen wir heute, und Jakob, der ihn anfänglich für einen besondern Kranich hielt, war über die neue Bekanntschaft sehr erfreut. Als er aber auf einem Bauernhause ein Storchnest erblickte, aus welchem einige Köpfschen neugierig herauschauten, da kannte sein Entzücken keine Grenze. Er behauptete ganz dreist; über das Reisen gehe doch gar nichts.

Die hiesigen Bauerpferde scheinen besser erzogen als anderwärts oft ihre Führer! — Große, glatt gestriegelte, muntere Thiere werden fast nur durch Worte gelenkt, und sind auf merkwürdige Weise gehorsam. Wenn der Fuhrmann sich entfernt hatte und sie zum Zeitvertreib allerhand Kurzweil treiben wollten, so brauchte ich ihnen nur zuzurufen, und wie wohl eingeübte Soldaten stellten sie sich sogleich in Positur. Drollig aber war es, daß sie, wenn ich sie russisch anrief, gar nicht darauf hörten, sondern unbefangen fortspielten; so wie ich aber deutsch einige derbe Worte sprach, trat sogleich jeder an seine Stelle, die Köpfe hielten sie dann gerade hinaus in die Höhe, und sahen sich nicht um; mit den Augen schauten sie jedoch auf eine lächerliche Weise zurück, so weit es sich thun ließ, weil ihnen der Ruf doch wohl fremd lauten mochte; aber sie gehorchten dennoch, und standen ganz steif wie im Gliede. Diesen Versuch habe ich öfter gemacht, und immer mit demselben Erfolg. — Die Pferde sind ruhig und tüchtig, wie die Menschen hier, welche schon deutschen Stammes scheinen. Hausgeräthe, Sprache und Sitten, alles ist bei diesen Leuten derb und massiv, aber haltbar und tüchtig, auf die Dauer gut! —

Der Himmel hat mich mit einer Nachbarschaft

gestraft, die mir allen Gleichmuth raubt. Diese schlimme Person, die ich nur der Stimme nach kenne, muß ich insofern den bösen Engeln vergleichen; daß ich nicht weiß, welchem Geschlecht sie angehört. Bald scheint mir das unaufhörlich schreiende Ungethüm ein ungezogener Knabe, dessen quiekender Discant zuweilen in den tiefen Gänseton überspringt; dann möchte ich die unsaubere Kehle wieder einer durch beständiges Zanken schon überschrienen Frau beimessen. Aber immer verhafter wird mir diese siebenfach verwünschte Lärmtompete in menschlicher Gestalt. Möge sie verstummen, zum Trost aller empfindlichen Ohren! — Meine Taubheit ist auf der Reise völlig gewichen. Aber der Himmel hat es seltsam gesüßt, daß, als mir nur Laute der Liebe und Freundschaft tönnten, mein Gehör verschlossen war; nun aber steht es weit offen, damit all das Getöse nebst diesem verruchten Gezänke ungehindert hineinziehe, wie ein siegreicher Feind, auf daß er mich gänzlich verderbe! —

Ist das Weh wirklich groß, und die Klage kommt aus dem Herzen, so wird ihr kein guter Mensch sein Ohr verschließen. Wenigstens vermag ich armer Schwächling das niemals, und werde leider nur zu sehr von fremden Leiden mit angesteckt. Ich weiß wohl, die Vernunft verlangt: der

wahre Mann soll, wie der Arzt, dem Uebel abhelfen, wo er kann, ohne sich von dem Uebel selbst ergreifen zu lassen. Aber hierin bin ich nur ein Weib an Seele, obgleich an Körper ein vierschrötiger Mann. Ist das Schwäche, angeborene Krankhaftigkeit? — Fast muß ich es glauben, denn ich komme von dieser Unart nicht los. Bereits an die 50 Jahre arbeite ich daran, sie in mir auszurotten, aber es wird mir wohl vor Ablauf der nächsten 50 kaum gelingen.“

Den 18. Juni.

„O Gott, wie elend schwach bin ich doch! — In Schweiß meines Angesichts ringe ich noch immer mit den Folgen der kurzen Wasserfahrt. Schon wollte ich mich einem kummervollen Hinbrüten über meinen kläglichen Zustand ganz hingeben, da ward ich plötzlich von einigen kräftigen erfrischenden Posamentönen aus dem Halbtraum geweckt. Ein Regiment mit vortrefflicher Musik zog am Hause vorüber. — Als ich diese Töne so unerwartet vernahm, und durch das schnell geöffnete Fenster nun der ganze volle Strom des Wohllauts zu mir heraufbrauste, da fühlte ich mich erhoben, erquickt, und es kam eine seltsame Nüßrung über mich, als hätte ich Trost aus geliebtem Mund vernommen.

Mir schwoll das Herz, und ich schämte mich der kleinmüthigen Sorge.

Die Macht der Töne ist ungeheuer, aber meines Erachtens giebt es nur zwei Arten wahrer Musik: den Gesang, in welchem Herz und Gefühl des Menschen sich ergießen, und den Tanz, der Lust und Freude geweiht! — Alles Andere ist entweder nur eine Abart dieser ursprünglich mit dem Menschen geborenen Klangweisen, oder es ist vom Uebel, wie z. B. unsere Concertduderei, deren sich Gott erbarmen möge, denn die Künstelei hat bereits eine Höhe erreicht, daß sie an Unsinn gränzt. Der höchst veredelte Gesang erhebt sich vom einfachen Liede zuletzt zum majestätischen Choral, und dieser, so wie alle wahre Kirchenmusik ist der Gipfel desselben. Die Kriegsmusik aber ist nur ein Tanz, so wie die kriegerischen Uebungen bei uns dasselbe vorstellen, was bei den Wilden der Kriegstanz ist — eine Nachahmung des Gefechtes und eine Vorbereitung auf dasselbe. Deswegen erhebt der volle Choral jedes Menschen Herz und der kriegerische Marsch bewegt mächtig jede Männerbrust. —

Nun habe ich die Trinkanstalt gesehen, mich dort einschreiben lassen, und der verhängnißvolle Schritt ist also geschehen. Was wird der Erfolg sein? Werde ich fortgehen, wie ich kam? — Dann wäre

meine letzte Hoffnung vernichtet, und mir bleibe keine andere als das Grab!“

Den 19. Juni.

„Es regnet sanft; dabei weht eine laue, milde Luft. Es ist wie ein zweiter Frühling, voll junger Lebenskeime. Die dürstende Erde lechzte nach dieser Labung; jetzt erheben sich Blätter und Pflanzen wieder neu erquickt. Und sollte ich denn allein als ein dürres Reis verschmachten müssen? — Nein, auch meiner wird der sorgsame Gärtner gedenken, wenn es an der Zeit ist, auf daß ich nicht zu Grunde gehe, und ich will ruhig ausharren, bis meine Stunde schlägt.

Ich habe mich schon in meiner neuen Wohnung leidlich eingerichtet, aber war es mir im Gasthose zu laut, so ist es mir hier fast zu still, denn es regt sich kein lebendes Wesen in meiner Nähe. Nun habe ich also Ruhe im Uebermaß, was fehlt mir denn noch? Ich weiß es eigentlich nicht, aber ich wollte doch, es ließe sich zuweilen eine menschliche Stimme vernehmen. Diese völlige Abgeschlossenheit ängstigt mich. —

Allein sein mag ich wohl oft recht gerne; es ist mir sogar zum Bedürfnis geworden. Wenn ich zufrieden leben soll, so muß ich durchaus zuweilen Zeit haben, mich mit mir selbst ungestört abzufinden.

Drängt sich mir zu solcher Stunde eine menschliche Gesellschaft auf, so fühle ich mich beengt und gedrückt. Habe ich aber die Bönne des Alleinseins genossen, dann sehne ich mich wieder nach menschlicher Nähe, wäre es auch nur ein ganz unbedeutendes Wesen mit Menschenantlig. Wie viel lieber mir alsdann ein auch geistig verwandtes Wesen ist, läßt sich ermessen! —

Nun wohnt Jacob neben mir, und ich fühle mich hier seitdem ganz heimisch; ich gab ihm mein zweites Zimmer ab, und empfing dafür dieses Gefühl der Behaglichkeit; ich denke, der Tausch ist nicht übel für mich! Aber ich bin doch noch immer s. e. wie ein alter Fuhrmannsgaul, der nicht eher ruhig an seiner Krippe stehen will, bis sein gewohnter Deichselgefährte neben ihm steht. — Also schon wieder habe ich das Thier in mir ertappt! — O ich weiß gewiß, wenn man die Menschen nur genauer visitierte, man fände wohl eine ganze Menagerie in manchem verborgen, und zwar nicht immer bloß gezähmte Hausthiere, sondern mitunter gar arge und wilde Bestien. Diese Art Naturgeschichte liegt noch in der Wiege und erwartet ihren Linné!“ —

Den 20. Juni a. St.

„Nun ist der große Wurf geschehen, ich habe

heute 4 Becher des Theresienbrunnens getrunken. — In der zahlreichen Gesellschaft war ich der einzige Mantelträger, und eine alte Dame redete meinen Reisegefährten, den sie gar nicht kannte, bloß in der Absicht an, um von ihm zu erfahren: wer das bleiche Gespenst sei, mit dem man ihn verkehren sah? Sie hat mit großem Mitleiden von meinem elenden Ansehen gesprochen, aber sie wußte nicht, was in diesem wandelnden Leichnam qu'on a oublié à enterrer, ein gar lebendiges und ewig gesundes Herz fröhlich tanzt und hüpfet, während das Sarggesicht den Tod zur Schau trägt. Möge nun der Herr über Leben und Tod mir mein Ende früh oder spät senden, so fühle ich jetzt wenigstens den Strom geistigen Lebens immer noch mit voller, unverminderter Kraft und Fülle in mir dahinbrausen, daß er wohl noch manches Schifflein zu tragen vermag.

Jetzt mache ich mir ganz besondere Gedanken über mich selbst. Die Naturkundigen behaupten nämlich: daß jeder Mensch täglich so viel an festen und flüssigen Theilen verliere, daß er nach einer Reihe von Jahren, eigentlich ein ganz anderer sei, indem so viel an ihm renovirt und ausgebeffert werde, daß von dem ursprünglichen Geschöpfe, wenig übrig bleibe. Da ich nun seit fast zehn Jahren ununter-

brochen geschwigt, und also hierin einen weit größeren Aufwand gemacht habe, als andere Menschen, so bin ich eigentlich schon längst von der Erde verschwunden, und laufe nur noch zum Schein, gleichsam wie eine zweite oder dritte Auflage unter dem alten Titel in der Welt umher. Mein ursprüngliches Original, von welchem ich nur eine etwas verzerrte Copie bin, ist längst von allen Winden verweht. Was nun dieser mein gleichnamiger Vormann hat ausgehen lassen, das brauche ich doch wohl nicht zu verantworten, denn ich habe von ihm gar nichts weiter geerbt, als den Namen, in welchen ich gleichsam, wie ein leer stehendes Futteral hineingewachsen bin. Wenn ich mein wahres Alter hoch anschlage, so beträgt es höchstens zehn bis zwölf Jahre, und ich kann mich also ohne Anmaßung zu den hoffnungsvollen jungen Leuten rechnen, da man bei zwölfjährigen wohl nicht alle Tage meine Einsicht und Erfahrung antreffen wird. Dieß ist mir äußerst tröstlich und beruhigend! —

Die Menschen, soviel ich deren hier sah, scheinen mir gut und bieder, sie sind äußerst freundlich, zuvorkommend, und verrathen Bildung, die hier ziemlich allgemein scheint. Unter diesen offenen, zutraulichen und doch wahrhaft höflichen Menschen

lebt sich angenehm. Theilnahme ist ein schöner Zug des deutschen Charakters; daher ist die Höflichkeit dieser Menschen so wohlthugend, denn es ist, wie Göthe sagt: die Höflichkeit des Herzens, nicht bloß kalte Formalität.“

Den 21. Juni a. St.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich mich von gebildeten Militairs immer besonders angezogen fühle. Heute habe ich einen Hauptmann von reifen Jahren kennen gelernt, der sehr viel Bildung, feine Sitte, mit zutraulicher Offenheit auf höchst angenehme Weise verbindet. Er ist Familienvater, wie ich höre, und als Krieger auch äußerlich ausgezeichnet. Diese anspruchlose Weise mit so viel wahrer Bildung und Humanität wirkt doch etwas anders, als das bloße Vorschieben der Schultern, und das häufige Schütteln der Epaulettes. An diesen Dingen allein habe ich früher mich niemals gehörig erbauen können, denn es fehlt mir leider gänzlich an Geschmack! —

Hier ist, oder war, oder wird doch im Nothfalle jeder wehrhafte Mann einmal Soldat. Da aber nun hier das ganze Volk aus Soldaten besteht, so ist der Wehrstand dem Nährstande nicht mehr wie ehemals entfremdet. Man hält nicht mehr einen Theil des Volkes zum Herrschen und Kämpfen

und den andern zu steter Erniedrigung geboren, sondern jeder hat sein Theil an Ehre und Lasten. Diese goldene Frucht einer erfreulichen Einigkeit hat der Krieg gereift, und diesmal trug also die blutige Saat eine gesegnete Ernte; Dank sei es dem würdigen Könige, den alle lieben, wie den gemeinsamen Vater.“

Den 22. Juni.

„O weh, o weh! es regnet heftig, die Luft ist voll grauen Nebels — der Himmel macht ein finstres Novembergesicht! Was haben wir armen Wassertrinker denn verbrochen, daß solch Strafgericht über uns ergeht? Ungeachtet des strömenden Regens, war heute früh im Garten eine ganz vorzügliche Musik von Blasinstrumenten; die Gesellschaft wandelte zum ersten Male, auf einen engen Raum beschränkt, im bunten Gewühle unter dem Säulendache auf und nieder, und meine Seele ward auf den Geisterschwingen der lieblichsten Harmonieen weit weg von hier getragen. — Es war ein glücklicher Morgen. O Gott, wie selig war ich!“

Den 23. Juni.

„Wenn man täglich sieht, wie die feile Niederträchtigkeit zu äußerer Ehre kommt, wie soll da wahrhaft edle Gesinnung bestehen? Mich ekelte dieses Ringen nach so zweideutiger Ehre von Herzen an!

Heute hatte ich wieder ein Fest: bei schönem klarem Wetter hatten wir in unserm Garten recht vorzügliche Musik. Besonders zeichnete sich ein Fagotspieler aus. Es ist doch ein wunderbares Instrument; mir ist immer, wenn ich es gut spielen höre, als wäre es eine recht volltönende Bassstimme; es liegt so etwas Menschliches in diesen sanften, tiefen Tönen, die mich ansprechen, als kämen sie aus einer befreundeten Brust.“

Den 27. Juni a. St.

„Gestern war ich nach vielen Jahren zuerst wieder einmal unter fremden Personen zum Besuche. Wir brachten den Abend sehr angenehm bei einem hiesigen Gelehrten zu, wo wir einige wackere Biedermänner antrafen. Anfangs mahnte mich ein beginnendes Fieber an das Wagestück; nach dem Thee ward mir aber leicht und wohl, und auch der Gang hat mir nicht geschadet. Gott sei dafür gelobt!

Heute habe ich erst die schöneren Theile der Stadt, die bei der Börse vorbeiführende Straße auf beiden Seiten des Flusses zc. gesehen, und ich muß gestehen, daß mich der Anblick angenehm überraschte. jene Straße ist ziemlich breit, die Häuser alle hoch, sehr solide gebaut, mit den Giebeln nach der Straße gekehrt. Ueberhaupt haben die alterthümlichen Gebäude den Charakter der Festigkeit und Dauer,

machen daher bei genauer Beobachtung, einen angenehmen Eindruck. Wenn man unter diesen hohen, meist dunkelfarbigen Giebeln umhergeht, so glaubt man sich um einige Jahrhunderte in die Vorzeit zurückversetzt. So bauten die alten wackern Bürger für ihre entferntesten Nachkommen, und die Grünsender dieser massiven Gebäude leben in ihren Werken noch fort, statt daß manches später entstandene Gebäude schon längst mit der wechselnden Mode verschwunden ist.“

Den 29. Juni a. St.

„Unter Sturm und Regen habe ich heute früh von 5 Uhr an wahrhaft glückliche Stunden verlebt, denn wir hatten wieder vortreffliche Musik. In dem Gewühle der fremden Gestalten, ging ich in seligen Träumen vertieft, allein, in der zahlreichen Gesellschaft umher, und bemerkte nicht, was um mich her vorging. O Gott, hätte ich ... sie ... hieher zaubern können, zu diesen reizenden Harmonieen, mein Glück wäre ganz vollkommen gewesen.“

Den 1. Juli a. St.

„Es gefällt mir sehr, daß hier einige Kirchen so sehr in Laubwerk versteckt sind, daß nur die obern Theile aus der grünen Dämmerung uralter schöner Bäume hervorragen, wie aus einem dichten Walde; dieß hat für mich einen unbeschreiblichen Reiz.“

Ueberhaupt sind hier in dem neuen Stadttheile so viele und herrliche Bäume, daß schon diese mich hieher ziehen könnten, wenn ich einen Wohnort wählen müßte.“

Den 2. Juli a. St.

„Wieder ein recht unfreundlicher Regentag, aber wir hatten statt Sonnenschein, Musik, und ich bin zufrieden mit dem Ersatz! Sonderbar! als ich noch schwächer war, mußte ich oft Tage lang im Zimmer zubringen, und wußte von keiner Ungeduld. Jetzt fange ich an zu murren, wenn ich einmal mehrere Stunden zu Hause bleiben muß, denn die erwachende Kraft regt sich bereits, und will beschäftigt sein; die bloß geistige Thätigkeit will mir aber nicht mehr genügen. Ich komme also allmählig unter das Regiment des Körpers, indem dieser sich anfängt geltend zu machen, nachdem er lange kraftlos darnieder gelegen. Jetzt haben sich Körper und Geist noch nicht über ihr beiderseitiges Gebiet abgefunden, und dieser Zwiespalt macht mir Beschwerde. Ist einst der Friede wieder geschlossen, so wird es auch in mir Friede sein.“

Den 3. Juli,

„Hier unter diesen vernünftigen Menschen möchte ich leben und sterben, denn hier gilt der Mensch, was er als solcher werth ist; das zufällig ihm

aufgedrückte Gepräge stempelt hier kein Blei zu Gold! — Obgleich der Adel alle wichtige Vorrechte verloren hat, so gilt er doch als der gebildetste Stand, und steht hoch in der Meinung, indeß wird dadurch niemand verletzt, oder verdrängt. Der Staatsbürger steht in Ansehn nach Maßgabe der Würde seines Charakters und seiner Handlungsweise. Daß hierin anderwärts ein anderer Maßstab existirt, kommt den Leuten hier sehr seltsam vor. Man legt mir täglich verfängliche Fragen vor, die ich nach meiner Ueberzeugung nicht beantworten darf, weil der Patriotismus es verbietet.

Die böse rauhe Witterung hat mir eine starke Erkältung gebracht; aber es zieht auch oft durch die nur erst etwas erwärmte Luft ein so eisig kalter Hauch, als hätten sich alle Gräber geöffnet, und der kalte Athem der Abgeschiedenen wehte mich an! Es schaudert mich vor diesem abscheulichen Gedanken, und doch kann ich mich seiner nicht erwehren. Sollte das Bad mich zuletzt noch zum Phantasten machen?“

Den 6. Juli a. St.

„Gott sei's gedankt, — mir ist wieder besser, die Ordnung der Natur hat auch die Seelenheiterkeit mitgebracht, obgleich der Himmel trübe ist. Die heutige Musik erschütterte mein ganzes Wesen bis

in seine Wurzeln; — es überließ mich bei der kühnsten Harmonie ein Schauer. Voll Wonne irrte ich, entfernt von dem bunten Gewühle, zwischen den Rosen in der Nähe des Musikchores umher; ich umkreiste die Stelle wie eine Motte das Licht, aber die Schwingen meiner Seele wurden nicht versengt, sondern öffneten sich um so weiter zu dem Fluge in die ferne Heimath. — Die Musik beglückt mich besonders dadurch so unsäglich, weil vor ihrer Macht Zeit und Raum schwinden, und ich mich plötzlich weit weggetragen fühle. Der Wohlklang ist das Element der Seligen — diesen Glauben raubt mir niemand mehr, denn nach so langer Entbehrung fühle ich nun erst ihre ganze Gewalt, und da meine Kräfte wiederkehren, empfinde ich wieder so tief wie in der frischesten Jugend, daß in dem Reiche der Töne mir ein Himmel auf Erden sich aufschließt! Es gab eine Zeit in meiner langen Krankheit, da ich mich davor fürchtete; jeder Ton schnitt durch mein Inneres, wie ein zweischneidig Schwert. Jetzt ist es, Gott sei dafür gelobt, vorüber. Ich fühle mich zwar immer gerührt, erschüttert, aber ich verstehe wieder diese Sprache der seligen Geister; ich fühle mich ihnen näher verwandt, ihre Stimmen, wenn sie herübertönen, aus einem bessern Dasein, erschrecken mich nicht mehr, sondern

ich erkenne den Ruf befreundeter Wesen, die auch mich hinüber entbieten in ein besseres Land.“

Den 7. Juli a. St.

„Der erste schöne milde Tag. Einem herrlich klaren Morgen folgte ein wolkenloser warmer Tag, und diesem ein milder, schöner Abend, mit wahrhaft belebendem Frühlingshauche; eine heitere Erinnerung aus der längst entschwundenen und kaum bemerkten Jugend des Jahres! — Bis nach 9 Uhr Abends schwärmte ich in dem klaren Aether umher, und fühlte mich verjüngt. Wie lange mußte ich nun schon diese Wonne entbehren, in das schwüle dumpfe Zimmer gebannt, wenn sich alle lebende Wesen der Abendkühle erfreuten, und die ganze Schöpfung sich nach der Last und Hitze des Tages, in ein Meer von Luft tauchte. An mir gingen die Jahreszeiten vorüber ohne Eindruck; nur Freundschaft und Liebe erhielten mich, für die Natur war ich fast erstorben. Nun erwache ich wieder aus dem langen Traume!“

Den 9. Juli a. St.

„Der heitere Morgen lachte uns heute recht treuherzig an, und die Musik schallte aus dem rosen-durchwirkten Grün anmuthig hervor; aber mich treibt sie jetzt aus dem Gewühle in die Einsamkeit. Es stört mich, wenn eine rauhe Menschenstimme

sich unter die reinen Töne mischt, die innere Welt fängt an, sich wieder in mir zu regen, und ich ziehe mich zurück aus der äußeren in die stille Einsamkeit meiner eigenen Gedanken. Wie viel schöner ist es dort, als draußen in dem rohen Gewühl. Und doch bin ich da nicht allein; es wohnt manches befreundete Wesen bei mir, aber wir sprechen zu einander in Tönen, welche voll tiefen Sinnes alle Gefühle aufregen und beherrschen, wie Worte es niemals vermögen. O, könnte ich diese Sprache übertragen in verständliche Worte! Aber das heimliche Flüstern der Unsterblichen ist dem Ohre zwar vernehmbar; es vermag jedoch kein sterblicher Mund, den hohen Sinn auszusprechen! — Das ist wohl gar Unsinn? Ich glaube nicht, aber ich weiß es mir nicht zu sagen, was ich eigentlich meine. So viel weiß ich, es ist mir immer, als wollte die Seele entfliehen auf den Flügeln der Harmonieen aus ihrem gebrechlichen Kerker, wenn so die gewaltigen Töne in ihrem schönen Vereine an mir vorüberrauschen, wie ein mächtiger Sturm. Oft schon glaubte ich sterben zu müssen, so wunderbar ward mir, angstvoll und selig zugleich.

Das war ein verhängnißvoller Spaziergang! auf eine mir noch immer unbegreifliche Weise führte mich mein böses Geschick heute von einem

Fischmarkte zum andern, wo ich von einem teuflischen Gestank und wahrhaft satanischem Weibergeschrei verfolgt ward, und vergeblich zu entfliehen suchte, denn unversehens befand ich mich, da ich schon gerettet zu sein glaubte, wieder auf einem Gemüsemarkt und konnte aus diesen verwünschten Märkten gar nicht herausfinden. Mir war gewiß nicht besser zu Muth auf diesem schweren Gange, als manchem Kalb, das von Markt zu Markt geführt und ausgebaut wird. Alle meine Gedanken verwirrten sich, und gingen unter in einem Chaos von Fischen, Zwiebeln und stinkendem Lauch, nebst allerhand Eßwaaren, die mir allen Appetit vertrieben.“

Den 10. Juli a. St.

„Mag doch der wandelbare Himmel immerhin wechseln in seiner Laune, so wie der Wind sich wendet; in mir ist Sonnenschein und jugendliches Frühlingsleben. Ich weiß nicht, ist es das Herannahen der zweiten Kindheit, oder ist es ein freudiger Bote der wiederkehrenden Kraft — aber ich fühle mich wieder verjüngt, wie in den Tagen meiner vollsten Kraft — ja ich bin noch empfänglicher gegen frohe Eindrücke. Nur der gewaltigen Uebermacht eines vollen Musikchores, wie ich es in dieser Vollendung fast nur hier hörte, habe ich

keinen Widerstand entgegen zu setzen; wenn mich dieser melodische Gewittersturm ergreift, dann erzittere ich, und es schwindelt mir.“

Den 11. Juli a. St.

„Irren ist menschlich, aber im Irrthum verharren ist teuflisch. Das hat, glaube ich, Luther gesagt, und ich will hierin ein wahrer Lutheraner zu sein suchen. Aber es ist schwerer, als man sichs vorstellt. Wenigstens soll dem Irrthum, ist er nur einmal erkannt, Besserung und auch Reue folgen, als Buße; dieß ist meine ernstliche Absicht, und fehle ich dennoch, so ist meine mangelhafte Einsicht Schuld daran.

Ich glaube es geht ein schadenfroher Teufel stets vor mir her, und flüstert den Leuten Böses zu, denn sonst weiß ich nicht, wie ich mit soviel Demuth und so wenig Verstand nicht mehr Glück mache. Ich spreche oft ganze Tage kein auffallend vernünftiges Wort, verläugne hartnäckig mein geringes Wissen, und spize stets die Ohren, wie ein wohlgezogenes Reitpferd, um nur ja kein Wort zu verlieren von der Weisheit der Gesellschaft, und doch zieht man sich allmählich schein von mir zurück. Sind es nun meine schöngraue Katzenaugen, oder ist es meine schafmässig gebogene Nase, oder mein ökonomischer, ländlicher Anstand, wodurch ich die

Leute von mir scheuche, oder welcher Makel haftet sonst an mir, daß man mich durchaus nicht leiden mag? Aber ich will mich in mein Schicksal zu finden suchen, und fröhlich sein in meinem Herzen, in welchem kein Falsch ist, und worin mehr Sanftmuth wohnt, als unter mancher seidnen Schnürbrust, denn leider bin ich schon oft in meinem langen Leben durch die schwächlichsten Frauen gar sehr beschämt und an persönlichem Muth übertrouffen worden, wenn es darauf ankam, dem Nächsten mit etwas Bösheit und der erforderlichen Unbarmherzigkeit wehe zu thun. Das weiß der Teufel, ich selbst bin gegen manche Seelenschmerzen gar nicht so empfindlich, sehe ich aber, daß sie Andern erregt werden, dann zerfließe ich wie ungesalzene Butter an der Sonne, und möchte oft heulen über das fremde Weh. Das ist eine alberne Schwäche, die ich mir von meinem nächsten Geburtstage an abgewöhnen will; das ist nun unabänderlich beschloffen!“

Den 12. Juli a. St.

„Hier in unserer Gasse treibt ein angehender Violinist sein Wesen, den Gott stärken möge, auf daß er bald hinwegkomme über die Anfangsgründe seiner Kunst, denn eine solche Violine verunreinigt eine ganze Straße, indem die Herzzerschneidenden

Töne überall eindringen, und gar nicht abzuhalten sind. Der fleißige Mann geigt den ganzen Tag, streicht jedoch statt *b* immer *h*, was ihm der Himmel in seiner Langmuth vergeben mag; ich kann aber mich einiger Wuth niemals erwehren, über solche Nachlässigkeit. Mache ich es denn aber viel besser? streiche ich nicht zuweilen ganz verwünscht am Ziele vorbei, nur gerade nicht auf der Geige, die ich gänzlich weggethan? Also Schonung, Schonung, und nicht so hart abgesprochen!

Innerlich ist mir unaussprechlich wohl und heiter. Eine ganze Welt von kleinen hoffnungsvollen Thorheiten tummelt sich in mir fröhlich umher, und möchte mich gern am Narrenseile haben, aber ich wehre mich standhaft, und suche möglichst gravitatisch umherzuschreiten. Doch muß ich bekennen, es wird mir oft schwer genug. Eine verwünschte Laune, die mich noch zuletzt um die Gunst aller Bekannten bringen wird, treibt ihren Spuk mit mir, so daß es mir oft ist, als würde ich in einen albernen Affen verwandelt, und müßte nothwendig anfangen zu hüpfen und zu springen; — welches mir viel Sorge macht.“

Den 13. Juli a. St.

„Die Erinnerung überstandener Leiden ist der beste Wunderbalsam für die gegenwärtigen! Wenn

ich die lange Reihe kummervoller Tage und schlafloser Nächte meines frühern Lebens überblicke, dann schwindet die gegenwärtige Sorge vor meinen Augen, und ich schäme mich, daß ein Sandkörnchen auf meinem Wege mich schon irren kann, da ich doch bereits so manchen Berg glücklich überstiegen habe. Drum nur den Muth nicht verloren, und es ist alles gewonnen, denn des Menschen wahres Heil ruht in seinem eigenen Herzen. Ist es dort heiter und hell, so mag es rund umher stürmen. Wer sich in seinem Innern kein Paradiesgärtlein zu bauen versteht, sucht es auswärts zeitlebens vergebens. Und doch ist meine Heiterkeit gestört; es schaut mich aus irgend einem dunkeln Winkel an, wie ein Gespenst, und droht mir für die schlaflosen Stunden der Nacht, und den Augenblick des Erwachens früh morgens, mit einem Besuch. Was ist's denn; läßt dieß Ungethüm sich nicht bannen? Ach ja, Vernunft und Sonnenschein verscheuchen es wohl, aber Nacht und Einsamkeit rufen es so gleich wieder hervor. So lange es nicht bis in seine tiefsten Wurzeln vernichtet ist, wächst es immer noch, daher will ich es völlig auszurotten suchen, damit es nie wiederkehre.“

Den 14. Juli a. St.

„Wenn ich jetzt so viel über mich selbst vernünftete

und grüble, so ist es keineswegs, weil ich mich etwa für einen besonders interessanten Gegenstand meiner Betrachtung ansehe, sondern ich schreibe diese Dinge nieder, um einst zu wissen, wie mir zu Muth war bei meiner zweiten Geburt? Als ich das erste Mal auf die Welt kam, war ich, wie junge Leute in diesem Alter gewöhnlich, etwas einfältig und ich kann mich daher keines einzigen Umstandes aus den ersten sechs Lebensjahren erinnern. Nun hingegen, da doch erst drei Wochen seit meiner Wiedergeburt verfloßen sind, schreibe und lese ich schon fertig, und habe sogar manche dunkle Vorstellungen von andern Dingen auf Erden, so daß ich über meine ungemeine Erfahrung, in Betracht der kurzen Lebenszeit, selbst erstaunen und mich einigermaßen bewundern muß. Dieß thut ganz außerordentlich wohl. Nichts ist süßer, als wenn man sich selbst so etwas mit gerührtem Herzen anstaunen, ja in den glücklichsten Augenblicken fast anbeten muß. Das ist eine niegekante Götterwonne für mich, der sich aus Unkenntniß seiner Vorzüge früher immer selbst herunterhünzte, und stets mit einer verdamnten Demuth hudelte, bis alles Selbstvertrauen dahin war.“

Den 15. Juli a. St.

„Die Seele muß wohl unsterblich sein, denn sie

altert nicht mit dem Körper. Ich empfinde das innere Leben so frisch und kräftig in mir, als nur jemals. Aber, o Mensch, gieb Acht, daß du nicht ein Weichling werdest! Du, hüte dich, daß du als neugeborner Säugling, der eben sein zweites Leben beginnt, nicht wie andere Windelkinder, in ein ungebehrdiges Schreien und Greinen geräthst. Solche Melancholie paßt nicht für ein Knäblein von sechs Fuß Länge.

Erst erfinde ich mir ein abscheuliches Gespenst, das mit unglücksschwangeren Blicken mich angloht, und dann gerathe ich über mein eigenes Machwerk in abentheuerliche Furcht. Auf solche Weise habe ich mir schon so manchen schönen Tag, den der Herr heiter über mich aufgehen ließ, verfinstert, und mir selbst Qualen geschaffen, über welche ich fast verzweifeln wollte. Ist denn meine Vernunft so ganz erbärmlich schwach, oder hat das Thier in mir zuviel Gewalt? — Aber dieses ewige Schwanken zwischen einem Wonnegeföhle, wie es nur Seligen vergönnt sein mag, und dann wieder einem Heere von Höllenqualen, welche alles Leben in seinen Wurzeln untergraben, muß mich zuletzt zu Grunde richten.

Mein Gott, wenn ich auf meine letzten Jahre zurückblicke, wie ich oft mit gesenktem Haupte und

kleinen, unsichern Schritten im Zimmer umher-
schweifte, und mich dagegen jetzt in meinem eiligst
neben mir herlaufenden Schatten, rüstig mit lan-
gen, resoluten Schritten, daher stelzend, wiedersehe,
ich erkenne mich kaum. Ich komme mir vor, als
wäre ich damals mein eigener Großvater gewesen!
Gott erhalte mir nur dieß alte Feuer, es ist mein
Lebenselement. Verlöscht es, so ist mein Leben,
wie es leider die letzten Jahre war, nur ein Schein-
leben wie das eines dem Grab entstiegenen Gespen-
stes. Es schaudert mich noch, wenn ich daran
zurückdenke. Jetzt kostet es mich schon wieder Ueber-
windung, einem rüstigen Manne, der mir auf den
Leib schreitet, auszuweichen — der alte Menomist
sträubt sogleich seine Borsten in die Höhe, und
möchte gern losbrechen, wenn Lebenserfahrung und
Gefühl für Anstand und Sitte ihn nicht an der
Kette hielten.“

Den 17. Juli a. St.

„Das ist einmal ein herrlicher Morgen! Der
blaue Abgrund über uns ist durchsichtig bis in
unermessliche Tiefen; die Luft mild und balsamisch,
bewegt sich kaum. Schon vor fünf Uhr war ich
ganz allein im Garten; die Gähne stießen rund
umher fröhlich in die Frühtrumpete und ich erhob
mich muthig über alles Erdenweh. In solchen

Stunden schwindet die kleinliche Sorge; das Herz wird weit, und in stiller Zuversicht freut der Mensch sich der Wohlthaten des Schöpfers. O welche Wonne, so aus den trüben Banden der Noth und Angst befreit zu sein. Gott erhalte mir diese Ruhe!“

Den 18. Juli a. St.

„Den botanischen Garten besuchten wir Abends, und ich fand die Anlage als Spaziergang außerordentlich hübsch. Aber in Betreff der Wissenschaft habe ich gar nichts gethan, und will auch nichts thun, denn hier will ich nur genesen, aber nicht studiren, wodurch ich wohl großentheils krank geworden bin.“

Den 19. Juli a. St.

„Wenigstens eine halbe deutsche Meile, auch wohl mehr, die ich theils nach Sonnenuntergang, im unwattirten Ueberrock, ohne die geringste Beschwerde zurücklegte. Welch ein Riesenschritt vorwärts, für mich elenden Bewohner des Krankenzimmers, den bisher kein Lüftchen anwehen durste, und der nicht ungestraft den Kopf zum Fenster hinaussteckte, wenn die Abendkühle alle Knospen anschwellte und die heiße Menschenbrust sich aufthat dem balsamischen Strom einer mit Nachtigallengesang und Blüthenduft überfüllten Luft. Für mich war dieses Labfal der belebten Natur ein verderb-

liches Gift; denn ich war ja ausgeschlossen von den Wohlthaten der liebenden Mutter der Wesen. O Gott, soll ich nicht mit innigster Rührung dieses Geschenk empfangen? Wodurch habe ich mich solcher Gnade würdig gemacht? Schon glaubte ich mich dem Grabe zuzuneigen; und nun erhebe ich mich aus dem Staube, dem ich bald anzugehören wähnte, neugestärkt, ja wahrhaft verjüngt. Soll ich denn Gott nicht innigst danken für solche Wohlthat, soll ich nicht mit fröhlichem Herzen in die Welt, der ich schon fast entfremdet schien, hinausschauen, und die wiedererwachten Jugendgefühle mit Freuden empfangen, wie alte, lange nicht bewillkommnete Freunde? Lobt doch die verjüngte Schöpfung im Frühling den Herrn durch Freude; welches würdige Opfer könnte denn ich jetzt wohl dem gütigen Schöpfer bringen! Und doch überkommt mich oft eine Wehmuth, wenn ich auf meine überstandenen Leiden zurückblicke, als wäre ich so großer Gnade nicht werth, die mir nun widerfahren ist.“

Den 22. Juli a. St.

„Schon Viele haben mir hier gesagt, daß sie sich über meine, wie sie glauben, unverwüßliche Geiterkeit freuen; aber sie wissen nicht, daß ich mitten im Scherzen oft ein tiefes Weh empfinde und mich gern weit weg versetzte aus dem frohen

Kreife, dem ich nur anzugehören scheine, weil ich meine Unruhe nicht zur Schau tragen mag. Könnte ich nur zuweilen einen Blick in die Ferne thun — dann wollte ich schon mit mehr Geduld das Unvermeidliche tragen. Oder wäre es vielleicht nicht gut, wenn der Schleier plötzlich fänke, der mir die Zukunft und mein ganzes Schicksal verhüllt?“ —

Den 24. Juli a. St.

„Ein schöner Tag — und ein heiterer Abend beim Schulrath L. mit Musik und vortrefflichem Gesang. Ich war recht herzlich froh und zufrieden in der sehr gebildeten und angenehmen Gesellschaft. Wie sehr spricht mich doch die wahre, höhere Geistesbildung an! Baron Eichendorf war auch dort, ein lieber Mensch. Obgleich ein vortrefflicher Dichter, ist er doch vollkommen anspruchslos und schlicht. Solche Abende könnten mich gesund machen, wenn ich sie täglich hier erlebte.“

Den 25. Juli a. St.

„Jetzt hat der Hauptreiz dieses Ortes für mich ein Ende, und ich sehne mich weg von hier; leider muß ich noch acht bis zehn Tage bleiben, denn ich brauche noch fort. Was ist doch ein Aufenthaltsort ohne Menschen! Nur von den Menschen, die uns umgeben, geht doch alle Annehmlichkeit des Lebens aus! Es sei denn, daß der Landschafts-

zeichner nur im Aublick der Natur lebt. Dieß macht vielleicht eine Ausnahme. Aber gewiß auch nicht für ein ganzes Leben. Der Mensch ist dem Menschen immer das Liebste auf Erden! Diese alte Wahrheit steht unerschütterlich fest.“

Den 26. Juli a. St.

„Keiner Regen, schwül; ein trauriger trostloser Tag! Nun fehlt mir hier schon aller Reiz. Fort, fort in die Heimath! — ! — Es klärt sich auf, indem ich dieses schreibe; die Sonne schaut mir über die Schulter auf das Papier, und scheint es mir sanft zu verweisen, daß ich einen Tag trostlos genannt, weil sie, die Quelle des Lebens und Lichtes, sich für kurze Zeit abgewendet. Ich widerrufe meinen Frevel! dort über den trüben Wolken waltet sie in ewiger Klarheit, und kehrt immer wieder zu unserm Troste.

Ach Himmel, wie unerwartet kommt doch oft ein Lichtstrahl von oben, und erleuchtet mitten in der finsternen Nacht das öde Dunkel! War das einem Blitze, oder einem Sonnenstrahle vergleichbar? Mehr wohl letzterem, denn sein Licht war sanft und gemildert. Wo kommen dergleichen Lichtblicke, die das Gemüth so wundersam erhellen in dem Trübfinne, wohl her? Von oben ganz gewiß, denn alles Schöne und Gute kommt uns ja von

dort, und was kann schöner sein, als dieses freudige Aufjauchzen des Herzens. Heute fühle ich mich so ruhig und innerlich beschwichtigt, wie uns die Weisen des Alterthums geschildert werden. Aber sollte wohl wahre Weisheit die Quelle dieser Ruhe sein, oder ist's nicht vielmehr wieder eine neue Thorheit, die nur eben erst zu keimen beginnt und sich daher noch tief im Boden des Herzens, dieses Inbegriff's aller Tollheiten, verbirgt? Ich traue mir nun schon nicht viel Vernunft mehr zu, denn wenn ich mich eben am gescheidtesten gebärdet habe, dann wirft der verwünschte Dämon einer unsinnigen Laune nicht selten das ganze Gebäude meiner Weisheit zu Boden, daß nur so die Trümmer in erbarungswürdiger Confusion umherliegen.“

Den 31. Juli a. St.

„Trübe, unheimlich — ich bin sehr niedergeschlagen, denn heute ist alles vorbei — ich habe meine letzten drei Becher getrunken, und scheid mit Unmuth von dieser gesegneten Quelle der Heiterkeit und frohen Laune. Wie wird es nun werden, darf ich auf eine günstige Nachwirkung rechnen? Der Abschied wird mir schwer, denn ich fühle mich sehr verstimmt.“

Den 2. August a. St.

„Bei dem wechselnden stürmischen Wetter darf

ich nicht aus dem Zimmer. Es wäre doch abscheulich, wenn ich wegen dieses Fiebers nicht übermorgen abreisen könnte. Was fange ich als Kranker denn hier so ganz allein an? Abends waren der Schulrath L. u. H. P. zum Thee bei mir, und trotz des Sturmes und Regens waren wir recht heiter. Ich wurde veranlaßt, von meiner frühern Krankheit zu erzählen, und da theilte ich ihnen, der Wahrheit gemäß, mit: wie ich in jahrelangen Qualen nur der aufrichtigsten Freundschaft und — Liebe, und dieser freiwilligen Selbstaufopferung der eigenen Gesundheit von Seiten meiner gütigen Pflegerin, meine Erhaltung verdanke; ein Opfer, wofür ich ihr zeitlebens nicht genug danken kann. Ich erzählte, wie mir diese sanfte Stimme in den traurigsten Tagen, unermüdlich vorgelesen, und zwar Sachen, für sie ohne Interesse, die nur für mich einen geschichtlichen Werth hatten; wie sie, durch keine andere Pflichten abgehalten, ihr ganzes Leben nur mir weihte. — Namen und Verhältnisse nannte ich nicht, aber so ungeschickt und unvollkommen meine Schilderung auch immer gewesen sein mag, so sah ich doch, daß der edle, vortreffliche L. sichtlich davon gerührt ward. Ach Gott, bei allem Unglück war ich wohl höchlich zu beneiden für das Geschenk Gottes, — denn welches könnte größer

sein, als ein treues Herz, wie dieses! — So wenig ich die Personen schildern mochte, so stand doch das liebe Bild so lebhaft mir vor Augen, daß mich die Erscheinung seltsam erschütterte.“

Den 3. August a. St.

„Mit Gewalt raffte ich mich heute früh auf und ging in den Garten, denn es war zum letzten Male Musik, von der ich mit tiefer Nührung in der Stille der Einsamkeit, abgesondert von der schon sehr klein gewordenen Gesellschaft, Abschied nahm. Diese milden sanften Töne schnitten mir durchs Herz. Was wird die Folge dieser Kur sein? Ist es mein Schicksal, vielleicht die lange Reihe von Leiden wieder zu beginnen? Das wäre doch schrecklich!“ —

Den 5. August a. St.

„Gott gebe nur, daß ich endlich meine Reise antreten dürste; nun hält mich gar nichts mehr, denn die Kur ist beendigt, und ich sehne mich innig nach dem Wiedersehen!“ —

Den 6. August a. St.

„Früh schweres Gewitter; Regen. Welch ein trauriges Ende nimmt mein bisher so angenehmer Aufenthalt hier in Königsberg! Ganz nutzlos muß ich in langer Weile und Müßiggang die traurigen Tage im engen Zimmer zubringen, statt auf der

Reise dem Orte zuzueilen, wohin es mich gewalt-
sam zieht! Dieß ist wirklich eine Folter eigener Art.
Abends schweres Gewitter und Regen. Nun scheint
es, sollen die schuldig gebliebenen Gewitter vom
Juli her nachgeliefert werden.“

Den 7. August.

„Regen bis zum Abend. Baron Eichendorf be-
suchte mich früh, und lud mich wieder zum Abend
ein, aber ich kann nicht hin. Man überhäuft mich
wahrlich hier mit Güte und Aufmerksamkeit, und
welche Menschen thun dieß! Wodurch habe ich so
viel Güte verdient in meiner Unbedeutsamkeit? Ich
begreife es bei allem Nachdenken nicht.“

Den 8. August.

„Heute habe ich einen frohen Abschied von mei-
nen Brunnenfreunden genommen. Diese Theil-
nahme ehrenwerther Männer hat mich innigst er-
freut. Mein Becher mit der Nr. 174 steht nun
hier vor mir, und soll mich hinfort begleiten bis
nach Hause. Möge jeder Frank aus demselben mir
stets so wohlthun, als bisher das Carlsbader
Wasser! Mehr wünsche ich nicht, denn hiemit wäre
allen Leiden ein Ende gemacht. Schon trübt sich
der kaum aufgeklärte Himmel wieder stellweise. Das
Departement der Aufklärung dort oben scheint in
einige Unordnung gerathen zu sein. Vielleicht hat

dort ein Ministerwechsel statt gefunden, und es ist etwa ein wässriger Nebelmann an die Stelle gekommen, daher die mystischen Dünste und Dämpfe, welche nun heranziehen.“

Den 9. August a. St.

„Wie viel schöner ist doch so ein heiterer, lieblicher Nachsommertag, als der schönste Tag im hohen Sommer, oder auch selbst im Frühling! Nun haben die Gewitter ausgetobt; der wilde Kampf der Elemente ist beendigt; der Himmel zeigt sich in wunderbarer Klarheit, so daß die fernsten Höhen, die bisher von Dünsten verhüllt waren, aus der hellen Luft hervortreten, als wäre sie nur eben erst erschaffen, vom Jugendglanze strahlend; eine selige Ruhe verbreitet sich über die abgeernteten Felder. Selbst die Vögel mögen die heitre Stille nicht unterbrechen, sondern locken einander nur mit leiser Stimme, ruhig und behaglich, die allgemeine Zufriedenheit mitempfindend, und von dem Schauplatz ihrer Freuden einen frohen Abschied nehmend, mit dem Versprechen: bald wieder zu kehren! Ach Gott, sollte der Mensch denn süßlos diesem stillen Feste beiwohnen, und nicht daran Theil nehmen?

Sonderbar! — obgleich ich an Jahren eigentlich schon dem Spätherbste verfallen sein sollte, so lebt in mir doch noch immer dieser liebliche Nachsommer,

und fast glaube ich, er wird dauern, so lange ich selbst dauere. Wie geht das zu? Ich weiß es nicht, aber ich danke dem Schöpfer für dieses Geschenk! Wie das Kind durch ein buntes Steinchen, oder ein Blatt, eine Blume erfreut und für alle Entbehrungen leicht getröstet wird, so finde auch ich in mir immer noch einige unverwelkliche Frühlingserscheinungen, zwischen denen ich heiter umherwandle, und mich dann um die Außenwelt wenig kümmern. Mit solcher Gesinnung wird freilich nichts Großes gethan, aber doch auch nichts Schlechtes, denke ich, und das ist ja auch schon gut.“

Den 11. August a. St.

„Endlich ist der Tag der Abreise erschienen, und mit ihm ein Heer von kleinen Sorgen; aber die aus der Ferne winkende Hoffnung auf baldiges Wiedersehen überragt sie alle, und ich erblicke nur sie! — Welches Resultat hat nun mein hiesiger Aufenthalt gehabt? Unstreitig hat sich in mir wieder eine Lebenskraft entwickelt, deren ich gar nicht mehr fähig zu sein glaubte; ich habe wahrhaft verjüngt in den reizendsten Gefühlen diese Zeit verlebt.

Regen und trübe Luft, die Menschen wandeln wie graue Schatten in der nebligten Luft umher. Bald werden auch diese Schatten aus meinen Blicken verschwunden sein, und ich werde mit dem

Schifflein wieder den Elemententanz durchmachen. Die Musik dazu macht der Sturm, den Takt schlagen die Wellen, und den Reihen führen die Wolken an, die dort oben in größter Eil in munterm Gewühle dahin ziehen. O, wenn sie mich doch gleich mitnehmen wollten durch die Luft, wie viel schneller wäre ich dann am Ziele!

Nun gehab dich wohl, mein geliebtes Königsberg! Einer deiner edelsten Söhne, mein theurer L. hat von mir eben hier Abschied genommen, und ihm gab ich alle guten Wünsche mit.“

Soweit die Worte des Tagebuchs. Zwei Jahre später schlug ein wiederholter Versuch, den Gesundbrunnen in Königsberg zu gebrauchen, wegen des abscheulichen Sommerwetters, gänzlich fehl. In der übelsten Stimmung verließ er die Stadt beinahe schneller als er gekommen war.

Haben uns jene Auszüge tief in das Gemüthsleben unseres Freundes eingeführt, so werden wir uns um so eher in eigenthümliche Richtungen finden, die dasselbe gelegentlich nahm. Wir sahen, wie ihn seine körperlichen Leiden oft Jahre lang gegen die äußere Welt abschlossen. Unter den wenigen, die dann in seine Nähe kamen, nahmen mehrere Handwerker bedeutende Stellen ein. Früher

war es besonders ein Drechsler, nachher ein Schneidermeister, mit denen er den freundlichsten Verkehr unterhielt.

Der alte Schneider, Namens Medlin, den er öfter von einer Lieblingsredensart „bei mich in Preußen“ nannte, ein redlicher Mann, war ohne seine Schuld zurückgekommen, und verdiente sich und seiner Familie gelegentlich auch wohl mit Flickarbeit außer dem Hause das Brot. Eines solchen bedurfte Löwis als Junggesell. Auch fand bei ihm der Alte vielfach Beschäftigung. Kam es aber zur Bezahlung, so setzte der Schneider regelmäßig jedes Stück zu gering an; Löwis erklärte dann, auch er verstehe sich aufs Handwerk, und wisse, wie jener sich selbst Schaden thue. Der Alte wollte davon nichts hören, und so endigte die Scene nicht selten damit, daß Löwis ihm über seine Rechnung hinaus mehrere Silberrubel mit Gewalt in die Tasche steckte, ihn stark beim Kragen faßte und zur Thür hinaus schob und sie hinter ihm schnell abschloß. Nun begann ein Gepolter, das anhielt, bis der Alte ermüdet, scheltend und brummend von dannen ging.

Medlin war ein genialer Kopf, hatte brennende, schwarze Augen, von denen er wohl selbst naiv erzählte, wie ihnen in seiner Jugend selten wer

hätte widerstehen können. Seine Freistunden wurden im Sommer meist unter den schönen Blumen verbracht, die er in seinem Garten vortrefflich zu ziehen verstand; im Winter über philosophischen Schriften, welche häufig den Gegenstand der Unterhaltung und des Streites mit Löwis abgaben. Traf er diesen gelegentlich auf das Sopha hingestreckt, einen Roman von Walter Scott, den unser Freund sehr liebte, oder etwas dergleichen in Händen, so kam es zu argen Strafpredigten. Der Herr solle sich schämen, hieß es, an solche leichte Waare die Zeit zu verschwenden, und unnütz die großen Gaben zu vergeuden, mit denen der Himmel ihn gesegnet hätte.

Es konnte nicht fehlen, daß sich zwischen so gemüthvollen Menschen, als jenen beiden, ein freundschaftliches Verhältniß der schönsten Art bildete. Daher, wenn Löwis, von Krankheit gebeugt, viele einsame Stunden verbrachte, der alte Schneider, so oft er nur konnte bei der Hand war, seinem edlen Freunde durch Vorlesen, Erzählen und sonstige Aufmerksamkeit, die langsam schleichende Zeit abzukürzen. Nur bisweilen wurde das Verhältniß gestört, doch jedesmal durch des Schneiders eigene Reizbarkeit.

Einst trat er in der rosenfarbigsten Laune bei

Löwis ein, und wiederholte beständig, indem er auf und nieder schritt: „Ja, bei mich in Preußen, da ist's anders, ubi nassimus, ibi bene!“ Ein eben auch anwesender Bekannter, rief vorlaut dem Alten zu: „Medlin, wißt Ihr auch, was dieß zu deutsch heißt! wo wir die Nase uns naß machen, da ist uns wohl.“ Wüthend blickte der Mann den Fremden an, drückte sich den Hut ins Gesicht, und lief keuchend davon. Keine Einladung, keine Bitte vermochte ihn wieder zurückzuführen. Unterdeß war arge Kälte eingetreten und Löwis erfuhr, jener friere seit mehreren Tagen mit Frau und Kindern aus Mangel an Holz. Sogleich ließ er dort mehrere Faden gutes Brennholz in der Stille aufstapeln, doch konnte es nicht so geheim geschehen, daß der Wohlthäter verborgen blieb. Am andern Tag machte der Schneider seinem Freunde endlich wieder einen Besuch und überreichte ihm voll dankbarer Nührung ein hübsches Sammtkappchen, wie dieser zu tragen pflegte, als Gegengeschenk.

Da es mit dem Alten auf die Meige ging, fühlte sich Löwis gerade gesünder als seit langer Zeit, und brachte daher viele Stunden vor seinem Krankenbette zu. Auch entschlief der Kranke in seinen Armen. Löwis gedachte stets mit Innigkeit des wackern Mannes, dessen unerschütterliche Redlichkeit

während seines Lebens auch von den Zunftgenossen mehrfach Beweise des Vertrauens empfing. Der Ueberlebende behielt seitdem eine Liebhaberei, die ihn besonders angenehm an den dahingegangenen Freund zu erinnern schien. Er schneiderte gelegentlich selbst, nähte sich Knöpfe an, oder wohl gar Knopflöcher aus, und zwar mit vielem Geschick; er machte sich öfter über sich selbst lustig, indem er dessen kein Gehl hatte, Freude an dergleichen zu finden.

Ein Umgang solcher Art entsprach nicht etwa einer Grille unsers Freundes, sondern beruhte auf seiner innersten Gesinnung. Ihm ging der Mensch über alles; der Stand ließ ihn unbekümmert, obgleich niemand mehr als er die Bedeutung jedes Standes zu achten wußte. Wie er den Bauer liebte, haben wir gesehen; er ließ es sich angelegen sein, dessen Loos von dem Kreise aus zu verbessern, in dem er selbst wirkte. Nicht mindere Theilnahme widmete er allem, was sich auf das Handwerk bezog.

Wenn ein Deutscher in fremde Länder kommt, lernt er nichts so sehr schätzen, als den deutschen Handwerker, und er gelangt erst da zum vollen Bewußtsein, was er in seiner Heimath an einem solchen habe. Löwis erinnerte gern daran, daß es

in Rußland, wenn eine Arbeit vorzüglich gelobt werde, durchgängig heiße: „es sei deutsche Arbeit; ein deutscher Meister habe sie gemacht.“ Was denn freilich in den strengsten Gegensatz gegen den Unverstand tritt, den man in ungebildeten Ländern gelegentlich hören kann, Gewerbefreiheit bestehe bereits daselbst, man brauche sie also nicht erst einzuführen. Allerdings findet sich diese überall, wo ein Volk noch in seinen natürlichen, d. h. unentwickelten Verhältnissen lebt, sich also das Handwerk nicht als ein selbstständiges ausgeschieden hat. Aber weder die Arbeit wird tüchtig werden, noch der arbeitende Mensch zu einer würdigen Stellung kommen, so lange es keinen selbstständigen Handwerkerstand giebt. Wo dieser lebt, ist auch allein ein städtisches Wesen möglich, das, wenn eine Masse Grundbesitzer das eigentliche Fundament der Staaten ausmachen, vorzugsweise berufen scheint, die Bildung zu steigern und zugleich für alle zu vermitteln.

Daher hat eine weise Gesetzgebung sich längst bemüht, jenen Stand auf alle Weise zu schonen und zu heben. Auch in Rußland sehen wir, wie man ihn, wo er sich noch nicht gebildet hat, seit Peter dem Großen einzuführen und zu beleben sucht. Besonders sind die Bestrebungen der Kai-

serin Katharina II. bekannt. In den Städten der Ostseeprovinzen besteht zumstärksten ein ausgebildeter Handwerkerstand schon lange; aber seiner weiteren Entwicklung tritt häufig das Böhnenwesen in den Weg, und vor allem die Kopfsteuer. Da eine jede Stadt sie für alle Kopfsteuerpflichtigen, die bei ihr angeschrieben sind, aufbringen muß, mögen diese anwesend sein, oder nicht, sieht sie natürlich sich genöthigt, die Anwesenden vom Wandern zurück zu halten, bis sie Sicherheit gestellt haben. Dadurch wird aber das Wandern der Handwerksburschen, das gerade zur Förderung der hiesigen Zustände nöthig wäre, höchst beschränkt.

Löwis beklagte gegen Freunde nicht selten dergleichen Mißstände, und erging sich gern in Betrachtungen, wie man ihnen abhelfen könnte. Dann gedachte er mit besonderer Freude der reisenden Handwerksburschen, wie sie ihm früher, zumal in Deutschland, so häufig begegnet. Auch kam ihm ein solcher Wanderer nicht leicht in den Weg, ohne eine reichliche Gabe zu erhalten. Als ihm Reinick's Liederbuch mit den Randzeichnungen Düsseldorf'ser Künstler, zuerst in die Hände fiel, ergötzte ihn vor allen ein Bild von N. von Normann, welches drei Handwerksburschen darstellt, die in

glückseliger Stimmung durch die StraÙe ziehen; die Lieder, die sie zu singen scheinen, klangen ihm all im Ohr.

Auß jenen Freuden und Leiden, die wir besprochen, blickte das Bedürfniß eines reichen Gemüths hervor, sich anzuschmiegen, wo es irgend Nahrung zu finden hoffte. Indeß, der eigentliche Mittelpunkt fehlte, auf den sein Gemüth alles hätte beziehen können. Eine Familie war ihm überkommen, die an ihm mit Leib und Seele hing; aber ein tüchtiger Mann soll sich selbst eine Familie gründen, oder neuschaffen, von welcher, als einem sichern Besizthum auß, er die übrige Welt, so weit es ihm gelingt, sich aneignen, oder beherrschen mag. Zu solchem Besizthum zu gelangen, trieb es ihn wohl beständig. Da jedoch seine Neigung, welche herzliche Erwidderung fand, und der auch die Andeutungen im Tagebuch gelten, unverändert demselben liebenswürdigen Wesen gewidmet blieb, das von den Banden, die längst zerrissen, sich doch immer nicht losmachen konnte, so mußte er, gleich Jacob, nicht einmal, oder zweimal sieben Jahre um den Gegenstand seiner Liebe dienen; er stand am Ende der dreimal sieben Jahre noch kaum am Ziele. Endlich gab der Tod des Gemahls der geprüften Freundin ihre Freiheit wieder,

und nun schien es, als ob der Erfüllung des so lange gehegten heißen Wunsches nichts mehr im Weg stände.

Aber indem die äußern Verhältnisse sich ihm glücklich fügten, that sich in seinem Innern ein Zwiespalt auf, den er nicht sogleich überwinden konnte. So innig seine Neigung war, oder gerade weil sie es war, trat ihm jetzt seine ganze Lage in den schwärzesten Farben vor die Seele. Es erschien ihm gewissenlos, einer noch lebensfrischen Frau die Hand zu bieten, die jene vielleicht auf immer an sein Krankenzimmer, oder wohl gar an sein Krankenlager fetten könnte. Nur der Theilnahme und dem Zureden der nächsten Verwandten gelang es, seine Bedenklichkeiten zu beseitigen; und so führte er im August des Jahres 1835 seine Braut Elisabeth geborne von Krüdener, verwitwete Obristin Argamakow, in Sehlen zum Altar.

Hiermit begann für ihn ein neues Leben, aber zugleich ein glückliches, wie er es nicht mehr gehofft. Ihm war, als kehrte seine verlorne Jugend zurück. Jetzt schloß er sich nicht ferner allein in seine Verpuppung ein, was sonst immer gegen Ende des Herbstes geschah. Er fühlte sich wohl in dem lebhaftern Hausstande, den ihm das heitere und liebevoll aufmerksame Benehmen der Hausfrau

auf alle Weise behaglich machte. War ihm früher nur dann und wann ein Abend im Gespräch mit uns nähern Freunden munter dahingegangen, so sah er sich jetzt niemals, wenn er nicht arbeiten wollte oder konnte, ohne die heiterste Gesellschaft.

Löwis trat daher nun, man kann sagen, aus seiner Klause heraus, obgleich er sich beständig zu Hause hielt; ein größerer Kreis schloß sich ihm an, welcher den allverehrten Mann mit herzlicher Theilnahme umgab. Man kam mehr und mehr zum Bewußtsein dessen, was man an ihm hatte. Alle, so viel ihn näher kannten, wetteiferten miteinander, ihm ihre Liebe ihr Vertrauen zu bezeugen. Der Künstler legte ihm vor, wessen er sich als gelungen freute, oder auch fremde Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, deren er habhaft werden konnte. Dem Gelehrten ward es Bedürfniß, seine eigenen Entdeckungen und Arbeiten mit ihm zu besprechen, oder das Neueste der Litteratur mitzutheilen. Der Landwirth, der Techniker suchte gern bei ihm Gehör, und fand oft den besten Rath. Für gebildete Frauen war sein Umgang von großem Reiz, da er ihnen mit einer Würde und einem Anstand entgegenkam, hinter denen immer der geistvollste Schalk lauerte. Besondere Anziehungskraft übte er auf junge strebsame Männer, die

ihm häufig ihr Innerstes aufschlossen, oft kamen und begeistert und erwärmt von seiner Theilnahme ihn verließen. An seiner Vielseitigkeit und Gemüthlichkeit fand jeder eine Seite, die er anschlagen konnte. Wie harmlos und eigenthümlich diese Unterhaltungen waren, davon ließe sich manch Anmuthiges erzählen. Hier werde nur eines Einzigen gedacht.

Er behauptete gegen einen jungen Freund, daß man selbst aus Krankheiten stille Freuden und unschuldige Belustigungen schöpfen könne, wie es ihm wohl gelungen sei. Das Haus, in welchem er einstmal krank lag, habe wie die meisten Wohnungen auf dem Lande, eine Menge Mäuse gehabt. Einige von diesen näherten sich in Kurzem seinem Bette, um die Krümeln aufzulesen, die er beim Essen fallen ließ. Nun fing er an, sie zu füttern. Bald wurden ihrer mehrere. Endlich hatte er ein ganzes Heer um sich, das er in jedem Augenblick herbeizulocken verstand. Da gewährte es ihm denn eine große Lust, diese Mäuserwelt näher zu studiren, und auch an ihr zu gewahren, wie Freundschaft und Feindschaft ihr Spiel trieben. Vor allem ergözten ihn die Kämpfe, zu denen sie sich förmlich schaarten. Erst sahen sie einander an, dann ranneten sie sich entgegen, und eine sprang über die

andere hinweg mit einem Gequike, daß wohl die Schlachtmusik vorstellte, und endlich verschwanden sie.

Dies erzählte Löwis voll Lebhaftigkeit, und der junge Freund sah ihn befremdet an, wie einen Irredenden. Aber nicht lange nachher hatte derselbe Freund dankend zu melden, daß ihm die nämliche Ergözung über viele Stunden einer schweren Krankheit glücklich hinweggeholfen hätte.

Mit dem Behagen an den neuen Verhältnissen war Löwis auch der Muth zur Wiederaufnahme alter Arbeiten gekommen, deren erste Frucht seine schöne Schrift über „Entstehung, Zweck, und endlichen Untergang der Mitterschlösser in Livland“ wurde. Sie ging aus einer tiefen Kenntniß der Werke, die auf den Gegenstand irgend Bezug haben, so wie besonders aus einer genauen Localanschauung hervor, die er zu verschiedenen Zeiten gewonnen. Daher sie uns denn höchst anschaulich die Epoche vergegenwärtigt, wo die deutsche Einwanderung in diese Länder kam und sich in ihnen zu schützen und zu befestigen suchte. Wir können Schritt vor Schritt ihren Bedürfnissen und Ansichten folgen. Und so schloß er, freilich ohne es zu wollen, seine Forschungen über die Geschichte des Vaterlandes.

Gleichzeitig ward ihm die Freude, daß man nicht bloß in der Provinz allmählig seine forstwissenschaftlichen Bestrebungen durch die That anerkannte, indem man kleinere und größere Waldungen nach seinen Ansichten behandelte, sondern daß diese sich auch in das Reich Bahn brachen, welches gerade in seinen gewerbthätigsten Provinzen am meisten Mangel an Holz zu leiden begann.

Die Geschäfte, die seine Stellung brachten, wurden mit erneutem Eifer fortgesetzt. Hatte ihn vor Kurzem längere Zeit die Entfusselung des Branntweins, so wie die Untersuchung neuerfundener Dreschmaschinen vielfach in Anspruch genommen, so folgte jetzt seine Theilnahme den Bohrversuchen, zu denen Moritz von Engelhardt, ein paar Jahre vorher, die Societät aufgefordert, weil das Vorkommen von Gyps, auf Salz schließen ließ. Diese wurden in Pullandorff im Allaschischen Kirchspiele unter Leitung eines jungen eifrigen Mineralogen, Herrn von Behaghel, angestellt, welcher mit vieler Aufopferung sich der Arbeit widmete, doch ohne den gewünschten Erfolg.

Was aber die Aufmerksamkeit unseres Freundes vor allem fesselte, war die Vollendung des Charrenwerks. Bereits im Februar des Jahres 1835 ging die letzte Gutszeichnung zum Einschalten in

die große Landkarte nach St. Petersburg, und deren Beendigung ließ sich nun bald erwarten. Gleichwohl währte es noch volle vier Jahre, bis sie zum Schlusse gedieh. Als endlich das Ganze im Frühling 1839 nach Dorpat fertig geliefert ward, hatte die Arbeit drei und zwanzig Jahre gewährt. Der Kostenbetrag für die Societät belief sich auf 83,073 Rubel Bankassiguationen, eine kleine Summe, wenn man auf die großen Leistungen sieht.

Allerdings standen für das Topographische, wie schon früher bemerkt worden, außerordentliche Mittel zu Gebot. Aber wie mühselig war deren Herbeischaffung; und waren sie herbeigeschafft, mit welchen Kosten die Reduction und deren Revision verknüpft! Abgesehen davon, daß die Societät die nicht vermessenen Güter, deren eine große Zahl war, selbst aufnehmen ließ, schickte sie, so oft eine Section ausgezeichnet war, Landmesser ab, welche die Gegenden, über die der geringste Zweifel obwaltete, bereisen mußten, und alle dabei entdeckten Abweichungen berichtigten. Auf diesen Reisen wurden eine Menge Straßen, Wege, Krüge, Hoflager, Bauernhöfe, ja sogar kleine Güter, die eben erst in den Gränzen größerer Güter entstanden waren, gefunden, vermessen und eingetragen. So

kann man sagen, es sei in die Landcharte kein irgend darstellbares Stück Land nach bloßen Vor-
aussetzungen, vielmehr jedes nur nach genauer Mes-
sung eingezeichnet.

Bekanntlich besteht das Werk aus sechs Sec-
tionen. So wie eine derselben auß^r reinste auß-
gezeichnet war, wurde sie zum Stich abgeschickt.
Von dem gestochenen Blatt sollte, dem Contract
gemäß, eine dreimalige Correctur genommen wer-
den, und zwar die erste, wenn die Conture und
Namen, die zweite, wenn nach Verbesserung der
vorgefundenen Fehler die Moräste gestochen wären,
die dritte nach Beendigung des Ganzen. Rückert
begnügte sich damit aber nicht; vielmehr machte er
jede Correctur zweimal, so daß er alle Blätter
sechsmal durchging.

Der Stich ist sorgfältig; nur Schade, daß er
nicht die Abstufung der Buchstaben wiedergab,
wodurch die Originalzeichnung für den ersten Blick
Stadt, Gut, Dorf und bloßen Bauernhof von
einander unterschied. Da der Maßstab $\frac{1}{182000}$
(wie sich später ergab $\frac{1}{184275}$) betrug, oder ein
Zoll der Charte ungefähr auf $4\frac{1}{2}$ Werst des wirk-
lichen Bodens kam, so ließ sich dieser nach allen
seinen Unterschieden darstellen. Freilich mochte man
eine Andeutung der Höhen und Tiefen, wenn auch

nur durch Zahlen wünschen. Es befand sich in den letzten Jahren zu deren Aufnahme und Bestimmung eine Expedition unter Engelhardt in der Ausrüstung, als Krankheit und andere Widerwärtigkeiten sie verhinderten. Mit Ausnahme dessen liefert der Atlas ein Bild von Livland, wie es ungefähr um das Jahr 1830 stand. Da der damals bebauten Boden von dem unbebauten und dieser unter sich selbst unterschieden ist, werden die statistischen Vergleichen, zu denen schon jetzt reichlicher Stoff vorhanden, mit der Zeit, je mehr der Anbau den Boden verändern muß, um so mehr Anziehendes und Belehrendes darbieten.

Livland enthält über 800 □ Meilen, ist demnach beinahe dreimal so groß als das Großherzogthum Baden. Es möchte also wenige Länder von solcher Ausdehnung geben, die sich einer gleich ausführlichen und genauen Chartendarstellung rühmen dürften. Der Gedanke, es könnte ihm gelingen, in die Hände seiner Landsleute, ein getreues Abbild ihrer nächsten Heimath zu liefern, begeisterte unsern Freund so viele Jahre lang und hielt ihn bei aller Mühe und Arbeit aufrecht. doch trieb ihn noch ein anderer Sporn zu immer neuer Thätigkeit. Sein geliebtes Livland sollte

auch von dieser Seite den übrigen Theilen des ungeheuren russischen Reiches als Beispiel vorleuchten.

Seine Lebenskraft schien gerade bis zur Vollendung des Lieblingswerkes ausgereicht zu haben. Wenigstens wiederholten sich jetzt häufiger die Magenkrämpfe, die seit einiger Zeit sich eingestellt hatten. Trotz sorgsamer Pflege verfiel seine Gesundheit mehr und mehr. Indeß faßte man um so weniger Besorgniß, als er an allem, was außerhalb vorging, beständig den ernstlichsten Antheil nahm. Er fing die Vorarbeiten zur Forstbotanik wieder an fortzusetzen; die Triebe und sonstigen Besonderheiten der Thiere beschäftigten ihn aufs neue, doch vertraute er leider! beides mehr seinem Gedächtniß als dem Papier.

Was ihm aber zuletzt noch viel zu schaffen machte, war das Auftauchen von Ansichten, die er auf eine Linie mit denen der französischen Revolutionsmänner stellte. Gleich diesen schienen ihm jene alles umwerfen zu wollen, was der Willkühr entgegen, durch Recht und Herkommen geheiligt war. Wenn solch haltloses Bestreben gerade die Volksthümlichkeit zum Aushängeschild nahm, mußte dieß vor allen ihm nahe gehen, der keine Vorurtheile gegen ein anderes Volk kannte, vielmehr jede Eigenthümlichkeit Fremder ehrte. Sollte Volks-

thümlichkeit den Staat constituiren, meinte er, dann stünde es schlimm um die großen Staaten in Europa, die wahrhaftig auf tieferen und umfassenderen Principien erwachsen seien. Der Staat möchte eben am kräftigsten sein, in welchem jeder Einzelne, wie die Gesamtheit, am meisten von Recht und Gerechtigkeit getragen werde.

Auch die religiösen Bewegungen, die damals in der Nähe und Ferne alles mit sich fortzureißen begannen, griffen tief in sein Gemüth. Seine Aufregung darüber kehrte an ihm den strengen Lutheraner heraus, der nichts so sehr beklagte, als daß ihm versagt wäre, die innige Anhänglichkeit an seine Kirche auch äußerlich durch den häufigen Besuch derselben darzuthun.

Unterdeß war eine Strubefche Brunnenanstalt auch in Riga entstanden, und Löwis, dem der künstliche Sprudel in Königsberg früher so wohlgethan, entschloß sich jetzt aufs neue zu dessen Gebrauch in Riga, leider ohne ärztlichen Rath, von dem er überhaupt wenig hielt. Den Tag vor seiner Abreise bestiegen wir beide in Begleitung unserer Frauen und einiger Freunde den Berggarten, der zu meiner Wohnung gehörte, und wir alle freuten uns, wie rüstig der stattliche Mann hinaufkletterte, und wie heiter er die liebliche Som-

merluft einathmend sich in traulichem Gespräch erging. Keinem ahnte, daß wir zum letztenmale ihn sahen.

Der Sprudel wirkte schlimm, er mußte nach wenigen Wochen seinen Gebrauch einstellen und sich zur Rückkehr nach Dorpat anschicken. Aber er kam nicht weiter als zehn Meilen von Riga, auf das Gut Kaipen, wo ein Vetter, der Kreisdeputirte von Löwis mit seiner trefflichen Familie, dem Kranken und der tiefbekümmerten Gattin jede Sorge und Pflege angebeihen ließ. Dieser und der Kunst und Hülfe eines geschickten jungen Arztes, Dr. Schönfeld, schien das Uebel weichen zu wollen; der Kranke fühlte sich erleichtet; er nahm Antheil an allem, was ihn umgab; er freute sich von seinem Zimmer aus der lieblichen Fernsichten, man durfte wieder Hoffnung fassen. Bald aber versagte der Magen jeden Dienst; der sieche Körper unterlag. Es war am 16. September a. St. 1839 da unser Freund verschied.

Der Tod verbreitete über den Dahingeshiedenen eine Verklärung, als ob die freundlichsten Träume um das schöne Antlitz spielten. Er wurde nach Salisburg gebracht, wo man ihn unter Thränen der tieftrauernden Wittve, Schwester und Verwandten auf dem Familienkirchhofe bestattete, wel-

Her anmuthig am Abhange des Salisflusses liegt, ganz in der Nähe seines Lieblingsbruders unweit der Kirchspielskirche. Dort, wo seine Vorfahren ruhen, ruht nun auch er, umschwebt vom Rau-
schen hoher Tannen, zwischen denen ein paar Eichen; die er vor allen Bäumen liebte, nach seiner Anordnung gepflanzt, gleichfalls sein stilles Grab beschatten.

Hier im Lande ist wohl selten eine Trauerbotschaft mit allgemeinerer Theilnahme vernommen worden, als die Nachricht vom Hinscheiden unsres Freundes. Im größeren Kreise derer, die ihm fern standen, war sein Name von gutem Klang, und der kleinere Kreis von Freunden wußte, so wie der erste Schmerz vorüber, nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich das Bild und die Vorzüge des so plötzlich ihnen Entriffenen zu vergegenwärtigen. Man stritt, ob man mehr den reichen Geist, oder das tiefe Gemüth bewundern sollte. Indem alle sich beeiferten, an irgend einen Zug aus seinem Leben zu erinnern, kam erst ein Jeder zum Bewußtsein, welchen Verlust er durch seinen Tod erlitten habe.

Sah man auf seine Kenntnisse, so zeigten sich diese, bei großer Tiefe von einer seltenen Vielseitigkeit. Nie aber kehrte er sie heraus, um zu

blenden, oder sich anderer zu überheben. Im Gegentheil, wie er immer im Lernen begriffen war, so betrieb er auch das Gespräch als die beste Gelegenheit zum Lernen. Er versenkte sich jedesmal ganz in den Gegenstand, den man besprach, und verrieth selten, wessen er mächtig war, meist aber, was ihm fehlte. Dieß so durchgängig, daß ein Harmloser ihn wohl für unbedeutend nahm, indeß ein Kluger sich leicht von ihm geneckt glaubte. Wir hatten Jahre lang aufs traulichste mit einander verkehrt, ohne daß ich etwas ahnte von seinen tiefen philosophischen Studien. Da kam Hegels Philosophie der Geschichte heraus. Er verschlang sie sogleich, und hingerissen von den Ansichten, die ihm entgegentraten und voll Bewunderung, verfolgte er mit einer Schärfe den Ideen- gang des großen Denkers, und zerlegte mit einer Feinheit dessen Dialektik, daß ich ihm mein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte. Er lächelte und gestand, er habe wohl viele Tage und Nächte über dunkeln Werken der Philosophie gebrütet und deren Kern sich anzueignen gesucht.

Der Grundton seines Wesens war eben Bescheidenheit, nicht die des Lumpen (er konnte im Gegentheil, wo es galt, entschieden genug auftreten) sondern jene Demuth, die aus der Anschauung

und Erkenntniß der göttlichen Dinge entspringt. Sie verbreiteten einen eigenthümlichen Zauber über ihn. Bedeutende Männer, die seinen nähern Umgang genossen, gestehen noch jetzt, daß sie in seiner Nähe sich einer unwillkürlichen Ehrfurcht nicht hätten erwehren können. Gleichwohl erschien er immer heiter und theilnehmend und erlaubte sich gern einen muntern Scherz. Einer seiner Bekannten, der zu übertreiben liebte, nahm ein Gespräch über Peter den Großen auf, und erzählte, als dieser in Paris war, habe er die Guillotine in Augenschein genommen, und in Ermangelung eines Verbrechers, Einen aus seiner Umgebung beim Kragen gefaßt, und auf den Block gelegt. Das heißt aufschneiden? fiel ihm ein Anwesender in die Rede, damals dachte noch kein Mensch an die Guillotine. Ein wahres Glück! setzte Löwis lachend hinzu, sonst hätte der arme Teufel den Kopf verloren.

Ein anderes Mal ward erzählt, ein Polizeidiener, welcher zu tief ins Gläschen gesehen, sei im Fluss ertrunken. Der arme Mensch! sagte Löwis bedauernd, was goß er auch den Wein ins Wasser? er hätte lieber Wasser in seinen Wein gießen sollen, dann lebt' er noch.

In seinem Thun und Lassen sprach sich die innigste Theilnahme für den Menschen als solchen aus, er kam einem Kind und dem gemeinen Mann mit derselben Achtung entgegen, als dem Höchstgestellten. Bei Allem war seine ganze Seele und sein ganzes Gemüth, und das gewann ihm aller Herzen.

Menschliches Elend zu lindern wurde ihm zum Bedürfniß, das er, soweit irgend seine Kräfte reichten, stets befriedigte. Auch hier zeigte sich dieselbe Zartheit und Rücksicht, die all sein Thun bezeichnete. Erst nach seinem Tode kamen uns die edelsten Züge seiner Wohlthätigkeit zu Gehör.

Für das viele Licht, in welchem sein schöner Charakter erscheint, wäre es schwer den Schatten zu finden, dessen ein jedes Bild zu seiner Begrenzung bedarf, lieferte ihn nicht das harte Leiden, das beinahe ein Drittel seines Lebens ihm wegdarbte. Aber wie seine ganze Erscheinung genialisch war, so ist auch jene räthselhafte Krankheit. Sie verhielt sich zu dem kräftigen Körperbau, dem sie selbst in der letzten Zeit seine Schönheit nicht rauben konnte, wie die mädchenhafte Reizbarkeit seines Geistes zu der edeln starken Seele, die nie ihre Schwungkraft verlor.

Was mir im Andenken an jenen Trefflichen alles das innerste Herz bewegt, ich wüßte es nicht wahrer auszusprechen, als mit den Worten, die Parrot, der Vater, an die tiefgebeugte Wittwe richtete:

„Wollen Sie mir erlauben, verehrte Frau meines hingeshiedenen Freundes, im Geiste zu Ihnen zu treten, um das Bedürfniß meines Herzens, das mich unwiderstehlich zu Ihnen hinzieht, zu befriedigen. Mir ist die Stunde, die einzige, da ich Sie sah, unvergeßlich. Es stand vor meinen Augen das Bild des höchsten, des reinsten, und (wie ich hoffte) des dauerhaftesten Erdenglücks, die Liebe hatte die Zeit besiegt, und Sie genossen endlich beide die köstliche Frucht des wechselseitigen höchsten Vertrauens, welches die Liebe veredelt. Wie wenig ahnete ich alter Mann, daß ich diesen Verlust noch erleben würde! Er ist für mich größer, als Sie glauben und wissen; denn ich hoffte, den spätesten Abend meines Lebens in seinem Umgang zu genießen; denn er war hieder im höchsten Sinne des Worts; in der Freundschaft, wie in Allem. Auch Sie, Verehrte gehörten zu dem schönen Bilde, obgleich ich kein Recht auf Ihre Freundschaft hatte; aber ich rechnete doch auf Sie.

„Die Vorsehung hat es anders gewollt, und was wog in ihrem Beschlusse mein Schmerz gegen den Ihrigen? — Trost kann ich Ihnen nicht darreichen; es giebt keinen für solchen Verlust. Aber wenn die Gottheit uns das Köstlichste geraubt hat, rauben mußte, (denn sie hat keine Freude an den Thränen der Leidenden,) läßt sie uns die Erinnerung, schwachen Seelen eine Dual, starken eine Stärkung.

„So leben Sie denn, treue Seele! ganz in der Erinnerung, in der Vorzeit. Sehen Sie Ihren Liebling überall, wo Sie hinblicken. Lassen Sie sich durch jede Kleinigkeit an Ihn erinnern. So werden Sie ihn noch besitzen, das Köstlichste von Ihm, seine reine, liebevolle Seele, seinen hellen gebildeten Geist, sein kräftiges Gemüth. Schwärmen Sie in diesem Genuß, — aber fliehen Sie den Gedanken an eine baldige Wiedervereinigung, die verzeihliche Sünde schwacher Seelen, die nicht die Kraft haben, in der Erinnerung glücklich zu sein. —

„Indem ich diese letzten Worte schreibe, stehe ich im Geiste vor Ihnen, habe Ihre beiden Hände gefaßt, und verlange das Versprechen, daß Sie thun wollen, wie ich sage. Wiedervereinigung —

Wort der Hoffnung, nicht des Trostes! Du wirst kommen ohne unser Zuthun, zu einer Zeit, die für den Geliebten keine Zeit mehr ist, wenigstens nicht nach unserm Maasse.

„Gott erhalte Sie, wie ich Sie wünsche! Er wird es, vertrauen Sie nur ihm.“

In demselben Verlage sind erschienen:

Der

verwundete Bräutigam

von

Jakob Michael Reinhold Lenz.

Im Manuscript aufgefunden und herausgegeben

von

A. G. Blum, Dr.

8. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.

Weimars Musenhof

in den Jahren 1772—1807.

Historische Skizze

von

W. Wachsmuth.

gr. 8. geh. 1 Thlr.

Mittheilungen über Goethe.

Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen

von

F. W. Niemer.

2 Bände. gr. 8. geh. 5 Thlr.

Biographieen

von

Varnhagen von Ense.

Leben des Generals Freiherrn von Seydlitz.
Mit Seydlitz's Bildnisse. 8. geh. $1\frac{1}{8}$ Thlr.

Leben des Generals Hans Karl von Winterfeldt. Mit Winterfeldt's Bildnisse. 8. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte. 8. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin. 8. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. 8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Nabel.

Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.

Herausgegeben

von

K. A. Varnhagen v. Ense.

3 Bände. Mit Nabel's Bildnisse. gr. 8. geh. 3 Thlr
